AM NIGER UND BENUE: SECHS MONATE IM HINTERLAND VON KAMERUN

Adolphe Burdo

Am Niger und Benue.

Sechs Monate im Hinterlande von Kamerun.

Von

Adolph Burdo.

Deutsche Ausgabe

von

Paul Heichen.

Leipzig.
Verlag von Richard Papen.
1886.

Holzfreies Papier.

Es ist über die Gebiete am Niger und Benue, welche zur Zeit von dem Afrika-Forscher Flegel im Interesse der Weiterentwickelung des deutschen Handels und im Auftrage der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Afrika's" bereist werden, bislang nur wenig veröffentlicht worden. Diese Schrift darf deshalb als ein besonders interessanter Beitrag zur Afrika-Litteratur gelten; um so mehr als sie keine trockne Reiseschilderung bringt, sondern in lebendigster Form die Eindrücke berichtet, welche ein tüchtiger Pionnier der Belgischen internationalen Gesellschaft von Gebieten erhielt, welche für deutsche Leser deshalb ein noch schärferes Interesse besitzen, als dieselben das Hinterland unserer Küstenbesitzung Kamerun bilden und nach dem Ausspruche eines Rohlfs und eines Nachtigal berufen sein dürften, dem deutschen Kaufmann die Straße nach den Innerafrikanischen Landmassen zu eröffnen.

I.

An einem kalten feuchten Morgen trat der »Äquator«, auf welchem ich mich in Bordeaux eingeschifft hatte, majestätisch aus der Gironde. Das Schiff, ein Brasilien-Fahrer, ist einer der schönsten Packet-Dampfer der »Compagnie des Messageries maritimes«. Es sollte mich in Dakar, dem senegambischen Hafenplatz, welchen ich als Ausgangspunkt für meine Forschungsreise im zentralen Afrika gewählt hatte, ans Land setzen.

Der Kommandant des »Äquator«, ein Schiffsleutnant Monge, Ritter der Ehrenlegion, ist der Typus des vollendeten Seemanns, ein Doppelwesen von Gentleman und Künstler. Mit einer umfassenden Kenntnis seines Berufes verbindet er die offenste Herzlichkeit und findet trotz der angestrengten Seemannsarbeit noch Muße zu talentvollen Zeichnungen und Malereien. Es ist für den Reisenden ein großes Glück, mit einem solchen Mann in Berührung zu treten. Ich bin ihm für manche Zerstreuung und Gefälligkeit zu Dank verpflichtet.

Am ersten April, einem Sonntag, gingen wir in Coruna vor Anker. Es ist eine malerische, von schönen Bergen umschlossene Bucht. Wir verweilten dort ein paar Stunden. Am Abende des andern Tages hatten wir Lissabon in Sicht. Aber das Meer ist hier schlimm, die Einfahrt in den Tajo bei Nacht sehr gefährlich. Wir mußten bis zum Morgen des nächsten Tages auf hoher See lavieren.

Für jeden Reisenden, vor allem für einen solchen, welcher sich nach den unbekannten Regionen Afrika's begiebt, bietet Lissabon der Erinnerungen in Menge. Hier steht die schlichte Kapelle eines halb in Trümmer gesunkenen Hieronymitenklosters, wo Vasco de Gama, bevor er sich auf die Fahrt nach dem ge-

heimnisvollen Erdteil begab, aus der Heimat seine letzten Gebete zu Gott sendete. Unfern von dieser Kapelle ließ König Emanuel, nachdem Vasco de Gama seine Landsleute gelehrt hatte, das Vorgebirge der Stürme furchtlos zu umsegeln, zur Erinnerung an die Thaten des kühnen Seemanns und zum Dank für Gottes gnädigen Beistand einen prachtvollen Tempel errichten. Die armselige, in Trümmern liegende Kapelle und die prächtige Kirche bilden einen eigentümlichen Kontrast. Wenn man den Blick von der einen zur andern schweifen läßt, gedenkt man wider Willen der seltsamen Geschicke, der Tugenden und Fehler des großen Seefahrers. Wie anders ist der Lauf der Zeiten geworden! Heute wird den Pionnieren der Civilisation statt Behinderung überall Hilfe und Beistand zu teil. Die Höchsten gehen mit ihrem Beispiele voran: ein König stellt sich hohen Sinnes an die Spitze der edelsten Unternehmung, den Mut belebend, den Eifer anfeuernd, und setzt seinen Ruhm in die Durchführung dieser segnungsvollen Absicht: die Thore Afrika's Europa zu erschließen, Afrika die Schätze Europa's zuzuführen!

Die Einfahrt in den von Leuchttürmen, den Sternen des Lotsen, überragten, von maurischen Türmen flankierten Tajo ist herrlich. Herrlich ist auch der Turm von Belem, jenes so oft mit Glutfarben gemalte Juwel der Baukunst, das nie jemand vergessen wird, dem das Glück wurde, es zu bewundern.

Aber wir steuern bald wieder von neuem hinaus in die hohe See. Sie will dem Schiffer hier in der Regel nicht wohl. Auch uns bot sie eine wilde, grollende, schaumbedeckte Wogenmasse. Zum bitteren Verdruß empfindsamer Magen wurde der »Äquator« gleich einer Nußschale auf den Kämmen der Wogen geschaukelt.

Am 12. April passieren wir die kanarischen Inseln, von denen ich in der Ferne nur den Pik von Tenerife unterscheide mit seinem schneebedeckten Gipfel, während an seinem Fuße ein Blumenmeer sich breitet und die Vögel einen ewigen Frühling besingen.

Vierundzwanzig Stunden später ändert sich das Klima von Grund aus. Bei unserer Abfahrt von Europa war es kalt.

Jetzt erdrückt uns die Hitze, die Seebrise thut uns wohl. Wir suchen aus unseren Koffern den Linnenhelm und die Tropenkleider hervor.

In der Nacht zum 14. April stoppen wir. Am 15. morgens schaue ich bei Zeiten aus nach der afrikanischen Küste. Aber sie ist ertränkt in einem dichten Nebel. Der auf einer der Mamellen, wie die Dakar beherrschenden Berge genannt werden, errichtete Leuchtturm ist noch nicht sichtbar. Unser Kapitän wartet vorsichtig, bis der düstere Nebel sich zerteilt; denn Klippen sind hier immer zu vermuten.

Endlich gegen neun Uhr fällt der Nebel. Er sammelt sich bündelweise am Fuße der Berge, rasiert das Gestade, und durch die Fetzen hindurch, in die er zerrissen wird, zeigt mir mein Feldstecher Bäume mit Blättern so breit wie Windmühlenflügel, Laubraketen, kühne, von dichten Blätterbüschen überragte, riesigen Kandelabern vergleichbare Stämme! Ja, es ist Afrika! Afrika mit seinen Kokosnußbäumen und Palmen, den stolzen Wächtern seines Gestades! Wir stehen alle auf dem Verdeck, schweigsam, in gesammelter Stimmung. Mein Inneres ruft mir zu: „Gruß dir, du gefahrenschwangerer Boden! Welches Geschick birgt mir dein Schoß? Neuer Saturn, der du so viele andere schon verschlangest, wirst du geruhen mir gnädig zu sein? Möge der Allmächtige es fügen!“

Inzwischen rückt der »Äquator« langsam vorwärts, steuert an der Almadien-Spitze und dem Kap Bernard vorbei, fährt an der Insel Gorée entlang und dringt in die Bucht von Dakar.

Kaum hat er Anker geworfen, als von allen Seiten Kähne heranschießen und rings um ihn Cercle bilden. Die Pagaie hochgehoben, stehen die Schwarzen aufrecht in ihren Pirogen und stoßen unverständliche Laute aus. Dieses fremdartige Schauspiel ruft mir den dritten Akt der »Afrikanerin« in die Erinnerung. Aber nicht um einen Kampf handelt es sich in diesem Augenblick, nur um den Betrieb eines kleinen Industriezweiges, dessen Geheimnis die Eingeborenen dieses Gestades entdeckt haben und der sich mit zwei Worten beschreiben läßt. Es ist ihnen verboten, an Bord der im Hafen liegenden Schiffe zu

steigen, aber sie dürfen in ihren Pirogen um diese schwimmenden Städte fahren. Eines Tages ergötzten die Reisenden sich damit, ihnen Geldstücke zuzuwerfen; eines von ihnen fiel in das Meer. Ohne Zaudern stürzte der Neger, dem es zugedacht war, in die Tiefe und holte es mit den Zähnen herauf. Seitdem machen sich die Reisenden oft den Spaß, ihnen den Obolus ins Wasser zu werfen, von wo sie denselben jedesmal mit affenartiger Geschwindigkeit heraufholen.

Diese Afrikaner sind halbe Amphibien und würden in ihren Wasserkünsten selbst den Wasserratten Nüsse zum Knacken geben können. Übrigens muß man annehmen, daß die zahlreichen Haifische, von denen das Littorale hier heimgesucht ist, ihr Fleisch verschmähen. Ob sie der Geruch sui generis, den die Schwarzen ausströmen, zurückstößt? Ich weiß es nicht. Aber die Thatsache besteht. In Dakar selbst wurde einem französischen Soldaten, als er auf einem Felsen sitzend angelte, der Fuß von einem in der Nähe herumlungernden Haifische abgebissen und er mußte an den Folgen dieser Amputation elendiglich umkommen. Die Neger sind glücklicher als dieser arme Teufel. Sie tauchen ohne Scheu und ohne Strafe lustig im Meere umher.

Von der Schiffsbrücke aus entdeckt das Auge die europäischen Wohnhäuser Dakars, die fast alle dicht am Gestade der Bucht erbaut sind. Große Bauten sind hier ausgeführt worden, so daß das Ufer zu jeder Tageszeit zugänglich ist; sie schützen dasselbe gegen den Andrang des Meeres, welcher zur Winterszeit dort höchst gefährlich wird. Eine französische Korvette, der »Verdeuil«, ankert in der Bucht. Besuche werden ausgetauscht; die Hafenbehörden kommen an Bord unseres Schiffes; Beziehungen werden angeknüpft; Neuigkeiten von Europa werden gegen Neuigkeiten von der Kolonie ausgetauscht. Ich gebe Auftrag, mein Gepäck ans Land zu schaffen, und verlasse endlich gegen fünf Uhr des Nachmittags den »Äquator«, nachdem ich mich von den Offizieren und den Passagieren, mit denen ich Freundschaft geschlossen, verabschiedet habe. Der Abschied ist nicht ohne Aufregung. Sie drücken mir die Hand, sie sprechen wenig, aber ihre Blicke sagen mir deutlich, daß sie mich nicht ohne Bangen scheiden sehen.

Einer der ersten Gegenstände, welche das Auge am Landungsplatze von Dakar trifft, ist ein gigantischer Baobab, dessen verrenkte Zweige sich weithin breiten. In der Sommerszeit verliert der Baobab sein Laub, aber unter dem Einfluß der befruchtenden Regen der Winterszeit erhält er dasselbe wieder. Dann bringt er ungeheure Früchte, das Affenbrot, so genannt, weil das Affenvölkchen sich an ihnen delektiert. Die Überlieferung berichtet, daß Vasco de Gama, als er an der Küste Afrika's gelandet ist, im Schatten dieses Baumes gekniet und gebetet hat; auch stand der Baum lange im Rufe der Heiligkeit; jetzt dient er zum Festmachen der Boote.

Der Hafenmeister hatte sich der Mühe unterzogen, die Überführung meiner Gepäckstücke nach dem großen Magazin zu kontrollieren. In dieser Hinsicht jeder Mühe überhoben, schlenderte ich, sobald ich den Fuß ans Land gesetzt, nach Dakar hinein. Nachdem ich durch die europäischen Häuserreihen geschritten war, begab ich mich in das Negerdorf. Es ist eine Ansammlung von Hütten, welche zumeist Heuschobern ähnlich sehen. Ein Bretterzaun scheidet sie von der Stadt der Weißen und schützt sie vor den Wölfen, die nächtlicherweile die Gehöfte umkreisen. Es war am 15. April. Der Mond stand voll am Himmel. In dem Halbschatten sah ich jeden Augenblick Zweifüßler geräuschlos dahin gleiten und stumm in der Dunkelheit verschwinden. Die einen waren nackt, die andern mit einer Art weißen oder tiefblauen Überwurfs bekleidet, aus welchem ein schwarzer Kopf oben, zwei gleichfarbige Beine unten heraussahen. Man konnte sie für Gespenster halten, die in der nächtlichen Finsternis ihre geisterhaften Wanderungen machen.

Plötzlich lenkten von einer Hütte her, deren Thür weit offen stand, singende, kreischende Frauenstimmen meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich trat näher und erkannte bei dem Lichte der im Palmöl brennenden Dochte einen Negerkadaver von einer erschreckenden Magerkeit, um welchen ein Dutzend junger Negerinnen unter ohrenzerreißendem Geschrei in tausenderlei Verrenkungen sich bewegten. Der Verstorbene war ein Griot und man hielt die Totenwache. Die Sitte verlangt, daß beim Tode

eines Griot junge Mädchen seine Seele dem Bösen streitig machen; sie geben sich in der That redliche Mühe, ihn durch ihren Gesang und ihr Gekreisch zu verjagen.

Müde dieses Lärmes, folgte ich einer Schar von Negern, Negerinnen und Negerkindern, die allem Anschein nach zu einem nächtlichen Schauspiele liefen. Ich wurde zum Meeresstrande zurückgeführt, wo schon eine zahlreiche Menschenmenge eine Bande von mindestens vierzig Musikern im Halbkreise umstand. Das Haupt dem Monde zugewandt, dirigierte der Musikmeister ein fremdartiges Konzert. Die Wahl und die Verschiedenheit der Instrumente ließen allerdings zu wünschen übrig: es waren Tamtams oder Tambourins von verschiedenem Kaliber, aus Baumstämmen gehöhlt und mit einer Eselshaut überspannt; auch Pfeifen von einer höchst primitiven Form, aus Bambusstengeln gefertigt. Trotzdem bot das Orchester eine Art grandiosen Anstrichs. In Europa kann man überall Mozart und Beethoven hören. Aber Afrika ist der letzte Zufluchtsort der wilden Musik . . . Ohne es zu mutmaßen, wohnte ich einem religiösen Feste bei, durch welches die Yoloff-Neger die jedesmalige Wiederkehr des Vollmondes begehen.

Lange lauschte ich dieser herben, absonderlichen Harmonie. Bald durchschnitt ein diabolisches Solo der kreischenden Pfeife die Luft, bald skandierten die Tamtams, oder der gemarterte Tambourin überschallte das Ganze, bald vermischte sich mit diesen fantastischen Akkorden eine klagende Melopöe mit ihrem eintönigen schleppenden Rhythmus. Dann begann die ganze Versammlung, Männer, Weiber, Kinder, Musiker und Zuschauer, die Luft mit Geheul zu erfüllen . . . Alles drehte sich im wirbelnden Reigen, denn im Negerlande giebt's keine Feier, kein Fest ohne Tänze; und was für Tänze! außer Rand und Band! infernalisch! . . . es war Delirium, Raserei, ein Hexensabbath, und Belzebub leitete das Rondo.

Immerhin ist's in Afrika gut sein, und auch ein Negerkonzert hört sich famos an; denn ein hungriger Magen hat keine Ohren. Aber woher Essen nehmen? An Bord des »Äquator« hatte mir Kapitän d'Aubigny, der sich nach Saint-Louis zurück-

begeben, den Rat erteilt: „Wenn Sie in Dakar hungrig, durstig oder schläfrig sind, so sprechen Sie bei Madame Ginoyer vor; dort werden Sie einen guten Tisch und eine gute Lagerstatt finden.“ Das ist leicht gesagt und gut gemeint. Wo aber in tiefer Nacht diese segensvolle Stätte auffinden? Den ersten Neger, der mir in den Weg läuft, rede ich Französisch an. Kaum habe ich den Mund geöffnet, als der Kerl auf und davon läuft. Ein zweiter, an den ich meine Frage richte, entfernt sich gleicherweise, ohne mir zu antworten. Es fällt mir ein, daß ich am Ufer entlang europäische Wohnhäuser gesehen habe. Ich orientiere mich, und in verhältnismäßig kurzer Zeit stehe ich vor dem »Hotel de France«, dessen Besitzerin die obengenannte Dame ist.

Ich erhielt ein Abendessen dort, welches, wenn auch nicht brillant, mir doch höchst annehmbar erschien und zum mindesten durch den Hunger vorzüglich gewürzt wurde. Nach dem Braten fiel mir's ein, von der kleinen Negerin, die mich bediente, Brot zu verlangen; ich hatte geglaubt, daß sie mich nicht verstehen würde. Aber ein „Gleich, mein Herr!“ belehrte mich eines Bessern. O örtliche Färbung! meine Negerin sprach Französisch! Sie hieß Käthchen und war ein armes Wesen, das bis auf die Farbe seinen europäischen Gefährtinnen glich wie ein Ei dem andern.

Indessen mußte ich darauf denken, ein Nachtlager zu finden. Ich hatte mich in der naiven Hoffnung gewiegt, ein solches im Hotel der Madame Ginoyer zu finden. Meine Enttäuschung war um so bitterer, als ich aus ihrem Munde hörte, daß sämtliche Betten im Hotel besetzt seien! Was nun beginnen? Trotz der vorgerückten Stunde mußte ich mich darein fügen, Dakar zu durchlaufen, diesmal geführt von dem jungen Käthchen, die mich infolge der Weisung ihrer Herrin zu »Zimmer« führte.

Zimmer ist ein wackerer Elsässer, der niemals einem seiner Mitmenschen einen Dienst ausgeschlagen, niemals die Gelegenheit sich entschlüpfen ließ, ein Stückchen Geld zu verlieren. Ich hatte ihm den Grund meines Besuches kaum erst gesagt, als er schon nach einem an der Wand hängenden Schlüssel griff

und sich nach der Thüre zu bewegte, mit dem Ersuchen, ihm Folge zu leisten.

„Ah!“ rief ich; „Sie bringen mich anderswohin?“

„Ja,“ antwortete er, „ich habe hier nur ein Zimmer, und das ist an Herrn Bouchet, einen Spahileutnant, vermietet. Aber ich werde Sie nach meinem andern Hause führen.“

Schwerenot! ich mußte mich also noch einmal auf den Weg machen.

Auf der Thürschwelle blieb Zimmer stehen und meinte:

„Ach, ich habe vergessen, eine Gaze mitzunehmen und Hammer und Nägel, um Ihr Bett mit einem Moskitoschützer zu versehen.“

Mich aber erschreckte dieser neue Aufschub. „Nein, nein! das ist nicht nötig,“ wehrte ich.

„Wie Sie wünschen.“

Wenn ich in diesem Augenblick sein Gesicht hätte sehen können, so würde ich auf seinen Lippen ein halb mitleidiges, halb böswilliges Lächeln bemerkt haben.

Wir begaben uns von neuem auf den Marsch . . . und langten endlich an! Ich war sehr müde und fühlte einen heftigen Drang nach Schlaf. Indessen konnte ich doch nicht umhin, mein Zimmer einer kleinen Inspektion zu unterziehen. Kein Schrank, kein Fenster, aber vier Thüren, von denen zwei mit Scheiben versehen sind und nach einer Gallerie hinausführen, welche vor und hinter dem Hause entlang läuft. Die Häuser am Senegal sind in der Regel so gebaut, daß sie nur ein Stockwerk haben. In der Mitte meines »Zimmers« standen ein Tisch und drei Stühle, in dem einen Winkel ein Bett, im andern eine auf vier Pfählen befestigte Planke, auf welcher eine Waschschüssel stand . . . Aber Wasser war keines drin. In Dakar ist Wasser ein höchst seltener Artikel. Die Stadtverwaltung liefert dasselbe nur den Offizieren und Soldaten. Die Einwohner müssen es tagtäglich aus den Brunnen in den Dünen schöpfen.

Nachdem ich meine Inspektion vollendet, lösche ich meine Kerze aus. Aber was ist das für ein Summen, das mir in

die Ohren tönt? Hohei! die Muskitos! . . . Ohne jede Rücksicht auf meine Müdigkeit fallen sie über meinen armen corpus her. Ich bekämpfe sie mit dem nämlichen Mute, mit welchem sie über mich herfallen. Ich schlage sie dutzendweise tot: vergebliche Mühe! Sie gehen, kommen, pfeifen, rasen: sie sind unabwendbar. Gliederlahm stehe ich bei Tagesgrauen auf. Ich habe kein Auge geschlossen. O! welch' eine Nacht! diese erste auf afrikanischem Boden!

Am andern Tage begebe ich mich beizeiten auf den Marsch: denn am Senegal muß man sich vor der Sonne hüten. Bis um acht Uhr ist es sehr warm; bis um elf Uhr brennt es; später kocht's, sengt's, und wehe dem Unglücklichen, welcher unter der Glut der Sonnenstrahlen barhäuptig einhergehen wollte!

Dakar ist der Hauptort der Halbinsel des Kap Vert, und wenn auch die ihm benachbarte Insel Horn einen größern Handel besitzt, so ist Dakar doch deshalb nicht von geringerer Bedeutung infolge der zahlreichen Werke, welche die Franzosen dort angelegt haben, sowie ferner wegen des Ellbogenraumes, welchen Dakar bietet, während Horn auf seine Felsenkuppe beschränkt ist. Die Speicher der »Messageries maritimes«, der Hafen, die amtlichen Bauten, die Post, der Telegraph (die in einem sehr schönen Hause untergebracht sind), das Arsenal, in welchem vorzügliche Werkstätten im Betriebe stehen, der starke Handelsverkehr, welchen die viermal im Monate Dakar berührenden Brasilienfahrer unterhalten: dies alles sichert Dakar ein unbestreitbares Übergewicht. Indessen würde der Handel noch eine bedeutende Zunahme erfahren können, wenn der Verkehr nach dem Inneren ein lebhafterer wäre. Denn wie es scheint, geben sich die Kaufleute nicht genug Mühe, die Negerkarawanen nach Dakar zu ziehen. In dieser Hinsicht entfalten Horn und Rufisque eine bemerkenswerte Thätigkeit, und in diesem Umstande liegt ein Hauptmoment ihres Gedeihens.

Die Bevölkerung der Insel besteht aus muselmännischen Yoloffs (welche die Mehrheit bilden), aus Serreres, die Fetischisten geblieben sind und zwei höchste Wesen anbeten, Takar,

den großen Richter, und Tiorak, den guten Gott; ferner aus Nones, einer Abzweigung der Serreres, von denen sie sich durch gewisse Bräuche, die Erbfähigkeit unter andern betreffend, unterscheiden. Unter den einen wie den andern erhalten die Fetischpriester barbarischen Aberglauben und rohe Sitten wach; der im Fortschreiten befindliche Islamismus bestrebt sich nach Kräften, dieselben auszurotten. Feuerprobe und Gifttrank sind die Mittel, zu denen sie greifen, um einen Dieb oder einen Zauberer zu entdecken oder zu überführen.

Endlich leben auf der Halbinsel, wie an zahlreichen anderen Punkten, Griots, die dem herumziehenden Leben ergeben, dem Trunk verfallen sind, keinen bestimmten Kultus haben, und von Negerdorf zu Negerdorf als fahrende Musikanten (Tamburin-, Tamtamschläger und Pfeifenbläser) wandern. Nach dem Tode werden sie die Beute des bösen Geistes, und statt sie zu begraben, birgt man ihre irdischen Reste in der Höhlung eines Baumes. Ihre Seele versuchen junge Griot-Mädchen, wie ich schon oben erzählte, durch Singen und Kreischen den Klauen des Satanas zu entreißen.

Die Yoloffs kennen die Institution der Ehe; aber sie machen sich eine Ehre daraus, Polygamisten zu sein. Es ist ihnen erlaubt, vier legitime Frauen zu haben. Obwohl durch die französische Gesetzgebung beseitigt, so besteht die Sklaverei noch thatsächlich unter den Eingeborenen. Aber ihre Sklaven sind im wesentlichen nur Dienstboten und werden nur selten schlecht behandelt. Die Yoloffs haben übrigens echt patriarchalische Sitten, was die in jedem Jahre neu geschehende Verteilung des bebaubaren Landes beweist. Ihr König, Burba (wie er sich nennt), verteilt dasselbe nach der Ziffer der Kinder und Frauen einer jeden Familie und wahrt dabei immer gewissenhaft die Rechte der ihre Scholle bebauenden Eigentümer. Die höchste Gewalt überträgt sich im Wege der Beerbung durch die Frauen. Obwohl die Europäer den König von Dakar nur als ein Königlein ohne politische Macht betrachten, so ist er doch in aller Form des Rechtes der souveräne Herrscher über sein Volk. Ich unterließ nicht, ihm einen Besuch abzustatten,

und wünsche mir Glück zu dem Einfalle, denn er ist ein höchst origineller Typus. Ob es seine stark ausgeweitete Nase ist, oder seine blinzelnden Augen, oder seine scharf herausspringenden Backenknochen, oder seine dicken, zwei weiße Zahnreihen bloßlegenden Lippen sind, welche seiner Physiognomie ein beständiges Lachen aufdrücken: ich weiß es nicht; vielleicht ist es die Wirkung aller dieser Einzelumstände zusammen, vielleicht die Abwesenheit von jeglicher Beunruhigung und der Friede eines guten Gewissens. Wie dem auch sei, Thatsache ist, daß der König von Dakar in einem fort lacht.

Er bewohnt eine Hütte, oder vielmehr mehrere, den Hütten seiner Unterthanen ähnliche Hütten; die Wohnungen seiner Frauen wenigstens haben die rundliche Form. Die Hütte, in deren Inneres ich geführt wurde, ist ziemlich geräumig. Wenigstens findet man Gelegenheit sich niederzusetzen, was nicht bei sämtlichen eingebornen Fürsten der Fall ist, welche ich besucht habe. Soweit es möglich ist, aus dem Gesicht eines Schwarzen sein Alter zu bestimmen, zählt der König von Dakar vierzig bis fünfundvierzig Jahre. Um mich würdig zu empfangen, hatte er sich mehr als sonst üblich bekleidet. Außer seinem langen »boubou« hatte er einen weiten Mantel ohne Naht angelegt, ein altes europäisches Kleidungsstück, das ohne Zweifel gar manche Schicksalslaune erlebt haben mochte, bevor es die erhabenen Schultern des Königs von Dakar bedeckte. Er trug eine Mütze, oder vielmehr eine Art von Helm, der sich eng an die Schläfen schloß; auf ihm saß ein runder Strohhut mit sehr breiten Rändern. Er war mit Zierraten und Amuletten aller Formen und aller Größen förmlich überladen. Mehrere Neger, seine Minister und Höflinge, wie ich vermute, hielten sich dicht in seiner Nähe und erwarteten voll Spannung meine Ankunft oder vielmehr die üblichen Geschenke, welche dem Fürsten von den fremden Reisenden überreicht zu werden pflegen.

Als ich erst einmal saß, erzählte ich dem schwarzen Monarchen meine Abreise aus Europa, beschrieb ihm die Merkwürdigkeiten meines Landes und gab ihm Kenntnis von meiner Absicht, das Innere Afrika's zu erforschen. Begriff er den Sinn

und die Tragweite meiner Ansprache? Ich möchte es nicht behaupten, denn ich gestehe, daß er — ob nun die Konfusion auf seiner oder auf meiner Seite lag, bleibe dahin gestellt — mir keine Antwort gab. Als er aber sah, daß ich mit der Hand in die Tasche fuhr, da nahm sein von Natur lachendes Angesicht eine so ausgesprochene Miene glücklicher Befriedigung an, daß ich selbst zu lachen anfing, was ihn aber durchaus nicht kränkte, sondern seine fröhliche Stimmung im Gegenteil erhöhte. Der Tribut oder das Almosen, das ihm von den Dakar berührenden Fremden gezollt zu werden pflegt, wirft ihm ein ziemlich rundes Sümmchen ab. In der Regel ist's ein Viersousstück, manchmal mehr, manchmal auch weniger; die französische Münze steht bekanntlich auch in Dakar im Kurse. Ohne verschwenderisch zu sein, war ich doch ein bischen nobler und händigte ihm außer einigen kleinen Münzen vier Reihen Glasperlen und ein Stück groben Kattuns für seine Weiber ein, was ihm besonders zu schmeicheln schien. Was er mir dagegen gab, war weder Palmöl noch ein Amulett, sondern seine durch einen seit längerer Zeit am Senegal ansässigen Photographen, namens Bonnevide, aufgenommene Photographie, mit der ich meinen Reisebericht zu schmücken gedenke.

II.

Meine Zurüstungen zur Weiterfahrt wurden rasch beendigt. Mein Gepäck mußte im Magazin verbleiben, bis ich über die Route, auf welcher ich den Niger erreichen wollte, Klarheit gewonnen hatte. Sollte ich an der Küste entlang durch den Guineabusen fahren, oder zu Lande durch Futa-Djalon ziehen? Das hing von dem Gouvernement der Kolonie ab. Ich entschloß mich deshalb, ohne Verzug auf dem Landwege nach Saint-Louis zu eilen, um die Provinzen Baol, Cayor und Walo zu besuchen.

Ich kaufte ein Pferd für mich und mietete ein Maultier, um meine Vorräte und mein Zelt bis nach Rufisque zu schaffen. Dort würde ich, so versicherte man mich, leicht ein Kamel auftreiben, das mir, wie man hervorhob, bessere Dienste leisten würde als ein Maultier. Zimmer übernahm es, mir Reitzeug zu schaffen, und die Frau Ginoyer, bei welcher ich mich die Zeit hindurch beköstigt hatte, versorgte mich mit einigen Lebensmitteln. So ausgerüstet, verließ ich Dakar am 20. April in Gesellschaft des wackern Spahileutnant Bouchet, welcher mich zu Pferd bis nach Tiarroye geleitete.

Von Dakar nach Rufisque geht die Straße fast ununterbrochen an der Meeresküste entlang. Das ist für die Pferde sehr anstrengend, für den Reisenden sehr eintönig. Ich ließ bald Tiarroye hinter mir, dann M'Bam und einige andere, an der Küste sich staffelförmig folgende Negerdörfer, deren Einwohner sämtlich vom Fischfange leben. Jung und Alt treiben sich da in den Fluten herum, so wie der liebe Herrgott sie geschaffen hat. Die Tagesbeute wird brüderlich geteilt und auch die Kinder bekommen ihr Teilchen davon.

Rufisque, welches nahe am Meere liegt, ist eine der wichtigsten Sitze des europäischen Handels am Senegal. Der Platz, auf welchem es sich erhebt, wurde im Jahre 1364 durch Diepper Schifffahrer, auf der Route nach Siera Leone, entdeckt. Es ist in der Provinz Baol gelegen und gleich Dakar von Yoloffs und Serreres bewohnt. Was ihm seine Bedeutung verleiht, ist das fortwährende Ab und Zu der Karawanen aus und nach dem Innern. Es sind nur lange Züge von Maultieren, Kamelen oder Ochsen, welche Säcke von Erdnüssen oder Gummi schleppen, von Mauren geleitet, die mit nachdenklichen, schweigsamen und stolzen Gesichtern aus ihren schmutzigen Lumpen herausschauen. Die Landeserzeugnisse werden nach einem großen Aufwand von mündlicher Unterhandlung (palaver) gegen Baumwollstoffe, Steinschloßgewehre, Schießpulver und Glasperlen ausgetauscht, welche die schwarzen Händler in fernen Strichen verkaufen. Der beliebteste Kleiderstoff ist ein grober blauer Kattun (die sogenannte guinée), aus welchem die Eingeborenen sich eine Art langen Mantels (boubou oder kussab genannt) verfertigen. Am gesuchtesten sind, trotz des hohen Zolles, welchen die Kolonie erhebt, um die ähnlichen Erzeugnisse Pondichéry's in Kauf zu bringen, die guinées aus Flandern, und von dort vornehmlich wieder die Fabrikate der Genter Häuser Hooreman-Cambier und Parmentier van Hoegarden. Ihrer Fabrikmarke wegen, die einen von einem Kreuze überragten Stern inmitten eines Dreiecks darstellt, erfreuen sich die Parmentier'schen Fabrikate vornehmlich einer besondern Gunst; in den Augen der Eingeborenen verleiht ihnen dies muselmanische Symbol einen erhöhten Wert. Außerdem erkennen sie die besondere Güte des Stoffes genau. Denn es wäre unrichtig, wollte man glauben, daß die Neger nicht im stande wären, den Wert eines Stoffes zu beurteilen. Sie verstehen im Gegenteil sehr genau, ein festes Gewebe von einem andern, ähnlich aussehenden, aber weniger guten Zeuge zu unterscheiden. Bevor sie sich für eine Wahl entscheiden, beraten sie sich, betrachten, wägen, wenden die ihnen angebotenen Guinées nach allen Seiten. Auch ist man schon auf den Standpunkt gekommen, ihnen nur gute Waren zu bieten.

Bisweilen dagegen benehmen sie sich wie richtige Kinder, und es ist nichts leichter, als ihnen Tand, vorausgesetzt, daß derselbe in die Augen sticht, z. B. Schmucksachen aus Glas, Stahl oder Kupfer, zu verkaufen. Aber diese Artikel bilden nur einen sekundären Zweig des europäischen Handels, dessen Hauptgegenstände Webstoffe, Gewehre und Schießpulver sind.

Das Bordeleser Haus Maurel & Prom besitzt in Rufisque eine bedeutende Niederlassung. Mir wurde von seiten der Beamten derselben der freundlichste Empfang. Ich entschloß mich, ihre Gastfreundschaft auf die Zeit einiger Stunden in Anspruch zu nehmen, so lange bis ich einen Führer und ein Kamel gefunden hatte, denn ich hatte meinen Neger mit dem mir geliehenen Maultier bereits wieder nach Dakar zurückgeschickt.

Sobald es in Rufisque bekannt geworden war, daß ein Fremder einen Führer und ein Kamel begehrte, kamen eine Menge Eingeborene, vom zehnjährigen Grünling bis zum Patriarch mit dem ehrwürdigsten Angesicht, nach der französischen Faktorei, um ihre Dienste anzubieten. In allen Typen kamen sie, in jedem Alter: die einen waren Muselmänner, die anderen fetischanbetende Serreres, und alle, klein und groß, behaupteten, die beste Wegkenntnis zu besitzen, die Namen aller Dörfer, aller Wasserläufe, aller Pässe, aller Berge und was weiß ich noch alles, genau zu kennen, alle waren sie die leibhaftigen Bädeker, Meyer und Goldschmidt in Einer Person! Meine Absicht war, einen Führer nur bis M'Bidjem zu dingen, dort einen neuen bis Diam-Balo oder Betête, und sofort bis Saint-Louis. Man riet mir davon ab, mit der Bemerkung, daß ich auf diese Weise Gefahr laufen würde, eines schönen Augenblicks solo dazusitzen, oder der Gnade des Menschen, mit welchem ich nur bis zu einem bezeichneten Punkte akkordiert hätte, überliefert zu sein. Da mir dieser Rat in Ordnung zu sein schien, so schloß ich mit dem Schwarzen, auf welchen meine Wahl gefallen war, dahin ab, daß er mich in einer unbestimmten Zahl von Stationen nach Saint-Louis zu führen habe. Ich versprach ihm Beköstigung während der Reise und am Tage unserer Ankunft in Saint-Louis fünfzig Francs in bar zu zahlen. Es war ein

großer lustiger Bursche, der Neger, welchen ich mir ausgesucht hatte. Er hatte einen lebendigen offenen Blick; er war nicht viel bekleidet, dafür aber mit Gri-gris aller Kaliber übersäet. Sein Name war Biram. Er fühlte eine große Liebe für die Weißen, reiste für sein Leben gern und sprach, wie er behauptete, französisch. Es entging mir indessen nicht, daß sein linguistischer Schatz sich aus einer Minimalzahl von Wörtern rekrutierte, die er auf den Straßen von Rufisque aufgelesen hatte. Das galt mir aber nicht als Behinderungsgrund, weil ich, dank dem französisch-yoloffischen Wörterbüchlein des Generals Faidherbe, das mein ständiges vademecum bildete, im stande war, meine Unterhaltung mit den Eingeborenen in ziemlich unbeholfener Weise zu führen.

Es machte mir sehr viel Mühe, ein Kamel aufzutreiben, denn diese Tiere werden fast sämtlich zum Karawanendienste gebraucht und verwendet. Ihre Eigentümer sind zum größern Teile alte Muselmänner, habgierig und ängstlich, sie bestreben sich, ihre Mitmenschen auszunutzen und geben sich den Anschein, als fürchteten sie die Gefahren, mit welchen ein Ausflug ins Innere in Begleitung eines Weißen für ihre Person wie für ihr Tier verbunden ist, mehr als alles andere. Gegen Abend gelang es mir jedoch, mit einem Kameltreiber ein Abkommen zu treffen. Für fünfzehn Francs und die Beköstigung für sich und das Tier erklärte er sich bereit, mein Gepäck zu befördern, jedoch nur bis M'Bidjem. Diese Abmachung behagte mir nicht sonderlich. In Ermangelung eines Bessern schlug ich jedoch ein, indem ich ihm nachdrücklich einschärfte, am andern Tage halb fünf Uhr früh im Hofe der Faktorei Maurel sich einzustellen.

Seit fünf Uhr stand ich auf dem Posten. Mein Gaul war gesattelt. Neben mir spreizte sich Biram, nicht wenig stolz darauf, daß er meinen Karabiner tragen durfte. Seufzend harrte ich der Ankunft meines Kameltreibers. Es wurde halb sechs, sechs, halb sieben Uhr, und weder ein Kamel noch ein Kameltreiber ward am Horizont sichtbar. Von Unruhe gepackt, sandte ich Biram fort mit dem Auftrage, der Ursache der Versäumnis nachzuforschen. Er kam zurück mit dem Bescheide,

daß mein Mann am Morgen frühzeitig aufgebrochen sei. Diese Nachricht verstimmte mich um so mehr, als die Sonne mit unendlicher Geschwindigkeit am Horizont hinaufstieg und die wenigen Stunden, während deren ich mit Erfolg reisen konnte, auf diese Weise verstrichen.

Die Wortbrüchigkeit, ich habe das zu wiederholten malen erfahren, ist eine charakteristische Eigentümlichkeit des Mauren. Seit diesem Erlebnis habe ich aber immer mit derselben gerechnet. Mag's eine leichte oder eine schwere Sache sein, sie antworten auf alles was man von ihnen verlangt, zunächst mit einem tiefen Bückling, sie seufzen, machen zwei, drei Salams, stieren hohläugig ins Weite, heucheln eine reifliche Überlegung, beraten sich dann und wann in einigen unverständlichen Worten; man wird, wie das begreiflich ist, ungeduldig, man drängt sie, sie kommen aus der Fassung; man drängt sie zur Entschließung; auf gut Glück sagen sie Ja; man ist damit zufrieden, rechnet auf sie; aber von hundert sieht man sie neunzig mal mit keinem Blicke wieder; und begegnet man ihnen zufällig da oder dort, und macht ihnen Vorwürfe, dann stellen sie sich verwundert, entschuldigen sich nicht etwa, sondern thun, als wenn sie nichts versprochen hätten. Ach! es gehört ein gut Teil Geduld und diplomatischer Befähigung dazu, um mit den Führern und Trägern, dieser offnen Wunde innerafrikanischer Forschungs- und Entdeckungsreisen, zurechtzukommen.

Wahrscheinlich würde ich den ganzen Tag mit der Suche nach einem Lasttiere verloren haben ohne die Dazwischenkunft eines sehr dienstbereiten Mannes, des Herrn Laud, dessen Bekanntschaft ich am selben Morgen gemacht hatte. Herr Laud ist Franzose. Er ist Offizier der Marine-Infanterie gewesen und hat den Dienst quittiert, um am Senegal Plantagenbau zu treiben. Er ist afrikanischer Kolonist geworden. Seine Pflanzung liegt unweit von Rufisque, drei Kilometer von Kunun. Über meinen Verdruß ärgerlich, meinte er: „Lieber Herr! ich kenne Rufisque in- und auswendig infolge der mannigfachen Geschäfte, die ich mit den Einwohnern habe. Wenn's Ihnen recht ist, will ich Ihnen ein Kamel besorgen.“

Ich dankte ihm lebhaft und nahm sein Anerbieten an. Um acht Uhr sah ich einen Kameltreiber mit seinem vierfüßigen Gesellschafter herannahen. Alsbald begannen die Verhandlungen. Er ließ sich zuerst die Ladung zeigen. Sie bestand in zwei Kantinen, meinem Zelt und seinen Pflöcken. Dann begann die Verständigung über den Preis. Je mehr ich Eile zeigte, desto mehr Einwände erhob er, die ihren Ausdruck in zögernden Ausflüchten und unübersetzbarem Kopfschütteln fanden.

„Schwerenot!“ rief ich; „machen wir ein Ende! Sechzehn Francs für die Tour bis Saint-Louis. Soviel Stationen als Ihr machen wollt, und dazu Beköstigung für Euch und Futter für das Tier. Ist's abgemacht?“

Er brummelte sein Einverständnis und machte sich daran, das Tier zu belasten.

Ein paar Augenblicke später war er schon wieder neben mir. „Was giebt's denn noch?“ rief ich ihm zu.

„Der Führer will mir ein Fäßchen aufladen, von welchem Sie mir kein Wort gesagt haben.“

Es war ein kleines Faß mit ein par Litern Wein. Ich stand auf dem Punkte, die Geduld zu verlieren. Der Kameltreiber bemerkte es. Aber trotz seiner schüchternen Miene machte er sich doch daran, das Tier wieder abzuladen. Ich begriff, daß ich gute Miene machen müsse, und ließ ihn durch Biram fragen, was er für den Transport des Fäßchens mehr fordere.

„Zehn Francs,“ war der Bescheid, welchen Biram zurückbrachte.

„Sag' ihm, er solle sie haben; aber er soll aufladen!“

Das that er endlich. Aber es war neun Uhr geworden, als wir von Rufisque aufbrachen, ich zu Pferde, Biram zu Fuß, der Treiber mit dem Kamel am Stricke. Bevor wir uns in Marsch setzten, hatte mein alter Maure, die Arme zum Himmel reckend, Allah und seinen Propheten angefleht um ihren Schutz für ihn, für sein Kamel, für die Ladung und . . . für mich! Dank dir, du frommer Muselmann!

In dem Augenbicke, als ich Rufisque verlassen wollte, ritt Herr Laud zu mir heran. „Ich begleite Sie,“ meinte er, „ich

kehre nach Kunun zurück, und das ist Ihr Weg. Sie würden mir ein großes Vergnügen bereiten, wenn Sie ein par Stunden auf meiner Plantage verweilten."

Ich schlug um so lieber ein, als mich die Ergebnisse der landwirtschaftlichen Versuche, über die er zu mir gesprochen hatte, interessierten, und ich gern mit eigenen Augen sehen wollte, welches Erträgnis der Boden dieser schönen Gegend unter thätigen verständigen Händen hervorzubringen vermochte.

Wäre unsere Abreise nicht so verspätigt worden, so hätte nichts dem Vergnügen dieses Rittes gefehlt. Welch ein Kontrast zu meiner gestrigen Reise! Da brannten mir die Augen infolge des Reflexes, mit welchem die heißen Sonnenstrahlen sich auf dem weißen Küstensande brachen; da zeigte sich dem Auge kein anderes Bild, als der ewige endlose Horizont, kein Grashalm, keine Spur von Schatten! Heute ist der Decor ein anderer: wir durchreiten fruchtbare Ebenen und Palmenwälder; überall ist die Vegetation üppig; hier und da zeigt sie dürre Stellen, aber die Natur ist eine so sorgliche Mutter, daß die Nacht die durch den Tag gestifteten Schäden wieder gut macht. Übrigens wird diese herrliche Flora sich bei Wiederkehr der Winterszeit, die binnen zwei Monaten ihre segenbringenden Regen ergießen wird, zu neuem Glanz und Leben entfalten!

Ich ritt, die Luft mit vollen Lungen einatmend, ganz in den Reiz dieses Stück afrikanischen Landes versunken, das mir zum ersten male seine Schätze enthüllte, und in meinem bewundernden Staunen vergaß ich die Sonne. Ich that unrecht, denn solche Handlung ist verhängnisvoll; sie führt zum Tode, ohne daß man das Nahen desselben fühlt. Auf den Rat des Herrn Laud spornten wir den Trab unserer Pferde und überließen die Bagage der Obhut Birams.

Bevor wir in das Dorf Kunun hineinritten, kamen wir an einem gigantischen Baum vorbei, den ich mit Erstaunen betrachtete. Er war so groß, daß wir im vollen Ritte den Schatten seines Blättermeeres mehrere Augenblicke lang genossen. Es war ein Kautschukbaum. Das Dorf Kunun ist dicht in der Nähe. Nachdem wir es durchritten, kamen wir an die Besitzung

des Herrn Laud. Die Sonne brannte so heiß hernieder, daß wir die Pferde zum Galopp anspornen mußten. Das Wohnhaus des Herrn Laud ist ein Bauernhaus, das rechts an der Straße auf einem niedrigen Hügel gelegen ist. Unsere abgesattelten Tiere wurden unter einem Baume von gewaltiger Höhe mitten auf einer Wiese, in deren hohem Grase sie beinahe verschwanden, angekoppelt. Wenn sie ein wenig zu Atem gekommen sind, soll sie der Neger zu einer nahen Quelle führen.

Das Wohnhaus des Herrn Laud liegt angesichts des bestbebauten Teiles seiner Plantage. Es schaut nach Norden. Es ist aus übereinander gelegten Holzplanken erbaut, das Dach wird durch die Stämme junger Palmen gestützt. An der Front zieht sich ein Verandadach entlang. Der Verschlag, welcher sie von dem Wohnhause scheidet, sowie die Wände, welche die Einzelräume bilden, sind aus doppeltem Geflecht hergestellt, welches der Luft die freie Zirkulation gestattet.

Da wir ein starkes Bedürfnis nach Erfrischung fühlten, leerten wir ein Glas Palmwein. Ich hatte denselben noch nicht gekostet. Was das Schlimmste an ihm ist, sind die Fliegen, Larven, Insektenscharen, die in ihm herum schwimmen und die man unwillkürlich hinunterschlürft. Aber Geduld! Der Mensch gewöhnt sich an alles, und der Tag ist sicher nicht fern, wo mir dies Getränk als Nektar erscheinen wird.

In der Zwischenzeit sind die Gepäckstücke angekommen. Mein alter Maure giebt seinem Kamel ein Zeichen und einen leichten Klaps auf die Kniee. Im Nu knickt das Tier die Vorderbeine und läßt sich, die Hinterbeine unterschiebend, auf die Kniee nieder. Wenn man es sieht, mit dem langen hagern Halse und dem dummen, zum Himmel aufgerichteten Kopfe, könnt' man glauben, es liege im Gebete. Um die Stimme der Haltung zu einen, brüllt es, während es von seiner Last befreit wird, auf eine ohrzerreißende Weise, und die Echos in der Umgebung, verletzt durch diese gräßliche Musik, geben das Brüllen in unsinnigem Getöse wieder. Die Mauren nennen das Kamel gueulem; für ein französisches Ohr ist dieser Name charakteristisch, und wie oft, wenn ich das Tier dergleichen Ge-

blök anstimmen hörte, ist mir's passiert, daß ich ihm noch weit energischere Namen gegeben habe! Im übrigen ist das Kamel ein gutmütiges und mutiges Tier, hart im Ertragen von Anstrengungen, wenig Nahrung verlangend, den Durst leichter ertragend als jedes andere Tier; kurz, der echte Typus der Entsagung!

Während mein Kamel, nachdem es gefressen hatte, mit weit geöffneten Augen in seiner knieenden Stellung, unbeweglich wie eine Sphinx, liegen bleibt, schicke ich mich an, die Pflanzung des Herrn Laud zu besichtigen. Es ist ein Uhr und die Sonne ist nicht mehr so fürchterlich. Ich setzte meinen großen indischen Hut auf mit Doppelschirm und Schutzdecke für den Nacken, hänge das Gewehr über die Schulter und begleite meinen Wirt.

Vor seiner Wohnung breitet sich ein englischer Garten, in welchem ich die Versuche europäischer Anpflanzungen wahrnehme: Sesam-, Citronen-, Orangen-, Kannel-Baumschulen, Weine, Erdbeeren und Ananasse. Alles verspricht das schönste Gedeihen, erheischt aber große Fürsorge in der Behandlung, beständiges Begießen und aufmerksame Hut, um die Knospen vor den Zähnen der Affen und Schweine zu bewahren, denen sie als besondere Leckerbissen gelten. Die Benetzung mit fließendem Wasser ist übrigens leicht. Eine Quelle fließt in der Nähe der Besitzung und das Terrain ist abschüssig.

Weiter hinten folgen lange Vierecke, mit urtica utilis bepflanzt, aus deren Fasern man seit kurzer Zeit Farbstoffe zu erzeugen versucht. Leider richtet das Wild große Verwüstungen unter ihnen an und die zahlreichen, halb abgefressenen Triebe entlocken meinem Wirt Verwünschungen über die Geschicklichkeit dieser unverschämten Gäste. Auf allen Seiten wachsen nèbre-doils (eine Art Akazie, aus welcher ein feines, für die Uhrmacher-Arbeiten trefflich geeignetes Öl gezogen wird). Wir schreiten durch Palmen-Bosketts, durch Reihen von Kokosnuß- und Dattelbäumen, auf welche Baobabs, kéwés (Pfefferbäume), caïl-cédrats (sehr produktive Kautschuk-Lianen) folgen, alles in gutem Stande.

Das Wild ist im Überflusse vorhanden. Mit Freuden

nehme ich das Anerbieten des Herrn Laud an, mich auf die Jagd zu führen. Der Augenblick ist günstig. Bis zum Einbruch der Nacht verbleibt uns mindestens eine Stunde. Wir haben keine Hunde, aber ein Dutzend Negerbuben unter Anführung Birams jagen durch das Gestrüpp und das Jungholz und treiben deren erschreckte Gäste zu tage.

Schon gewinnen die furchtsamen Perlhühner in Eile das Dickicht; Hirsche springen in das hohe Gras; Fasanen scheuchen auf dem Hochwalde auf, ohne daß es uns möglich wird, ihnen auf Schußweite zu nahen. Ein Schwarm Rebhühner fliegt auf; wir erlegen einige: es sind rote Rebhühner. Über unseren Köpfen steigen förmliche Wolken von berberischen Turteltauben auf, die erschreckt das Weite suchen. Ich höre einen kreischenden Laut, den ein großes Geflügel ausstößt, das ich zuerst für Fasanen anspreche. Ich schieße eins davon. Es ist ein calao, den die Eingebornen »dobiné« nennen. Er hat die Größe eines Hahnes und sein doppelter Schnabel erklärt mir die Seltsamkeit seines Geschreies. Wir schießen weder auf die grünen Männchen, noch auf die grauen und roten Weibchen der Papageien, noch auf die Kolibris mit den stechenden Farben: es sind die Blumen dieser weiten Pflanzung von zweiundsiebzig Hektar Umfang, und wenn sie auch gleich den Vögeln Europa's arge Räuber sind, so üben sie, alles wohl erwogen, einen nicht minder großen Nutzen, denn sie verzehren zahllose Scharen von Insekten. Das Gleiche ist der Fall mit dem Ziegenmelker, welcher, Mücken und Würmer verspeisend, nur einen Meter hoch vom Boden fliegt, als wenn er durch eine Schnur an demselben befestigt wäre. Als ein dem Kolonisten äußerst nützliches Tier schenken wir ihm Schußfreiheit.

Indessen geht der Tag zu Neige. Die Sonne verschwindet plötzlich, ohne vorherige Anzeichen, vom Horizont. Es ist Zeit, die Wohnung aufzusuchen. Biram, welcher unsere Jagdtasche auf die Schulter geladen hat, bringt ein halbes Dutzend rote Rebhühner und ein Dutzend Berbertauben, auch einen Calao geschleppt. Es wird ein famoses Abendbrot abgeben!

Um das Wohnhaus des Herrn Laud sind vier kleine Hütten gebaut. In ihnen wohnen die Arbeiter. In einer be-

findet sich die Küche. Ich hole aus meinem Gepäck eine Büchse Fleischextrakt, die uns eine vortreffliche Suppe giebt, und wir verspeisen mit Emsigkeit unser Wildpret, es mit dem Wein aus dem bewußten Fäßchen wacker begießend. Wir ließen das ferne Vaterland, unsere Familie, unsere Freunde leben, trinken auf die Verwirklichung unserer Hoffnungen, und das Mahl geht unter dem Reize lieber Erinnerungen und lachender Projekte seinem Ende entgegen.

Ich hatte Biram beauftragt darüber zu wachen, daß das Kamel am andern Morgen vor Sonnenaufgang beladen stände, mein Roß gesattelt und alles in Bereitschaft zu halten. Diesmal wurden meine Weisungen prompt erfüllt, und der Tag brach kaum an, als wir uns schon auf dem Wege nach M'Bidjem befanden. Ich hatte von Herrn Laud einen Maulesel gekauft. Auf ihm ritt Biram mit der Haltung eines Matadore. Man mußte ihn sehen, wenn ich meinem Pferde die Sporen gab und sein Esel, von dem Beispiel gespornt, mir nachgaloppierte. Er klammerte sich mit Hacken und Händen an dem Tiere fest, stieß verzweiflungsvolles Geschrei aus, vergaß alle Würde, dachte ausschließlich daran, das Gleichgewicht zu bewahren, was ihm trotz allem nicht immer gelang. Ein wahrhafter Sancho Pansa, war er zugleich mutig angesichts der Gefahr und in Schreck gejagt durch ein Nichts, unermüdlich und faul wie es die Neger im allgemeinen sind, sprach ohne Unterlaß mit vielen Gestikutionen und einem beständigen Lachen.

Mein Wirt ließ es sich nicht nehmen, mich bis zu dem nächsten Dorfe zu begleiten. Er wollte mir einen Bach zeigen, der unfern von seiner Pflanzung floß und bislang noch nicht aufgenommen war. Wir stießen auf ihn in 3 km östlicher Entfernung. An gewissen Stellen ist er acht Meter breit und mehr als zwei Meter tief. Er schien mir sehr fischreich zu sein. Ich war erstaunt über sein starkes Gefälle inmitten der Trockenzeit und über die Höhe seiner Ufer.

In knapper Entfernung von dem Orte, an welchem wir uns befanden, gabelt er sich und umfließt eine mit Baobabs bestandene Insel, und dann in einer nordnordöstlichen Richtung

unter Palmenwäldern dahin. Ich vermute, daß er seine Quelle auf dem Hügellande von Diander hat und sich aller Wahrscheinlichkeit nach in einen in nordnordöstlicher Richtung gelegenen See ergießt, der, wie man mir sagte, mit dem Meer in Verbindung steht.

Dieser Abstecher hatte uns ein wenig von unserer Straße entfernt. Wir eilten jetzt, dieselbe wieder zu erreichen, und gelangten bald an das Dorf Betiot, von wo ich nach herzlicher Verabschiedung von meinem Wirte nach M'Bidjem zu aufbrach, während er nach seinem Eden zurückritt.

Der Weg, welchen wir einschlugen, um M'Bidjem zu erreichen, ist überaus angenehm. Die Gegend ist fruchtbar, der Horizont weit. Rechts und links bilden Palmen- und Kokosbäume große Bosketts; durch ihr Gezweig hindurch erschaut das Auge ein lachendes, malerisches Panorama; kleine Wasserläufe schlängeln sich in dem grünen Laube; Vögel mit buntfarbigem Gefieder machen pfeifend und schnatternd in ihm ihre Frühtoilette. Bisweilen ziehen Scharen von Papageien und Kakadus unter scharfem Kreischen über unseren Köpfen hin; weiße Steißfüße tummeln sich in den sumpfigen Ufern der Wasseradern, und an der ganzen Straße entlang reiht sich ein kleines Dorf an das andere; an ihrem Eingange spielen splitternackte Negerbuben, die bei unserer Annäherung gleich einer Wolke aufgescheuchter Sperlinge entfliehen.

In M'Bidjem, wo wir um vier Uhr ankamen, ist ein französischer Posten errichtet, welchen ein paar Marineinfanteristen bewachen. Er liegt auf dem Kamme eines Hügels, und beherrscht das ausgetrocknete Bett des Tamna-Flusses. Gegenüber hat man einen Graben gehöhlt, über welchen eine Zugbrücke führt, die den Posten mit der Außenwelt in Beziehung setzt.

Das Dorf M'Bidjem sah mir aus, als ob es ziemlich stark bevölkert sei. Der Häuptling, welchem ich meinen Besuch machte, ist ein noch junger Mann, von vornehmer, hoher Gestalt. Er empfing mich mit großer Aufmerksamkeit, erzählte mir von Cayor, wohin ich mich zu begeben gedachte, sprach viel von den Gefahren, welche der Weg dorthin böte, Gefahren die

er weidlich übertrieb, und von den durch die tiédos begangenen Scheußlichkeiten und Räubereien. Er zeigte mir zwei hübsche kleine Ponnys, lebhafte Tiere von geschmeidigem Bau und nervigen Beinen; er zeigte mir auch von weitem die Hütten seiner Weiber, lud mich indes nicht ein, ihm dorthin zu folgen. Alles in Allem schien die Nachbarschaft der Weißen einen günstigen Einfluß auf ihn geübt zu haben.

Vor dem Dorfe befanden sich Strohfeime, die den Offizieren, welche hier vorbeizogen oder Lager hielten, als Aufenthalt dienten. Der Postenführer stellte sie liebenswürdig zu meiner Verfügung; was mich der Mühe überhob, mein Zelt aufzuschlagen. Ich verbrachte eine ziemlich gute Nacht, trotz der unvermeidlichen Moskitos, vor denen ich mich jedoch so gut es ging durch ein Moskitonetz abschloß, das ich mir in Dakar gekauft hatte. Aber es war auf der Reise bereits zerlöchert, und die ungebetenen Gäste erhielten hierdurch Gelegenheit, sich auf Kosten meines Gesichts und meiner Hände zu mästen.

Wie am Tage vorher, so gab ich heute in aller Frühe den Weckruf. Rasch wurde aufgesattelt, und noch war die Sonne nicht am Horizont heraufgestiegen, als wir schon die Tamna überschritten, oder vielmehr den Teil ihres Bettes, welchen sie verlassen hat, um sich unter der Erde fort drei Kilometer weit von M'Bidjem in das Meer zu ergießen. Ich hatte mich nur höchst ungenau über die Route unterrichten können, welche über Land nach Betete führt; und Biram, welcher mich versichert hatte, das Land in- und auswendig zu kennen, erwies sich als ein vollständiger Tropf. Er kannte, wie ich frühzeitig genug erfuhr, keinen einzigen der nach Cayor führenden Wege. Alles, was man mir in M'Bidjem hierüber sagen konnte, war, daß ich in einer Entfernung von etwa 35 km nach Nordost das Dorf N'Den antreffen würde: eine Auskunft, die sich als zutreffend erwies.

Bis nach N'Den geht die Reise ohne Unterbrechung durch eine fruchtbare Landschaft, die mindestens ebenso schön, aber vielleicht noch reicher ist, als die, durch welche ich gestern gezogen bin; ganz sicher aber ist sie weniger gesund, denn während der Regenzeit wandeln sich diese grünenden Flächen, deren üppiger

Pflanzenwuchs Bewunderung hervorruft, in Sümpfe, die bei Eintritt der trocknen Jahreszeit todbringende Miasmen ausströmen.

Bei meiner Ankunft in N'Den ließ ich mein Zelt in der Nähe eines gewaltigen Baobab aufschlagen. Dieser Baum bildet einen obligaten Schmuck für jedes senegambische Dorf. Ich darf annehmen, daß die Eingeborenen noch nicht eben häufig Europäer in ihrer Mitte gesehen hatten; ich war der Gegenstand der lebhaftesten Neugierde. Ihre Haltung hatte nichts Feindseliges. Auf die Erde gekauert, verfolgten die Einen mit Aufmerksamkeit jede unserer Bewegungen; dahinter standen Andere, lebhaft gestikulierend; sie kommentierten augenscheinlich nach ihrem Verständnis die Art und Weise unserer kulinarischen Verrichtungen. Ich ließ den Burba rufen. Nachdem ich ihm ein Stück guinée überreicht, bat ich ihn, mir Wasser, Milch, Eier und Geflügel zu senden. Er that das mit Bereitwilligkeit, und dank ihm winkte uns bald ein stattliches Mahl, welchem ich den Schenkel einer gestern in M'Bidjem erlegten Hirschkuh zugesellte.

Die Nacht war gräßlich. Von den Insekten zerfressen, alle Augenblicke von dem Schrei, Gesang und dem Tanz der um mein Zelt ihr Festgelage feiernden Eingeborenen aufgeschreckt, ohne Unterlaß auf dem qui-vive, schloß ich kein Auge, und in aller Frühe ließ ich wieder aufpacken.

Als wir N'Den verließen, gesellte sich eine aus drei Mauren und zwei Kamelen bestehende Karawane zu uns. Der eine erbot sich, mir eine Straße nach Cayor zu zeigen, die an reichen Oasen entlang führe. Man hatte mir von dieser Straße erzählt. Ich verspürte große Lust, sie zu sehen. Wir reisten miteinander bis gegen zehn Uhr. Um diese Zeit ließ ich meine Truppe Halt machen. Meine Gefährten dagegen setzten ihren Marsch in östlicher Richtung fort, nachdem sie mir einen Weg angegeben hatten, der mich ihrer Aussage nach direkt nach Betete führen würde. Hatten sie mich getäuscht? hatte ich mich verirrt? ich weiß es nicht. Soviel ist sicher, daß wir den ganzen Tag hindurch in dieser Gegend von Cayor herumirrten, ohne zu wissen, wo wir uns befanden und wohin wir gelangen würden.

III.

Die Bewohner Cayor's gehören zu der Rasse der Yoloffs. Sie sind aber durchschnittlich kräftiger und besser gebaut, als die Neger von Saint-Louis und am Flusse. Cayor wird direkt durch das Gouvernement der Kolonie verwaltet. Ein Posten ist in N'Gniguis, der alten Hauptstadt dieser Provinz, errichtet. Indessen verweigert eine mächtige Partei im Lande die Anerkennung der französischen Hoheit und lehnt sich jedesmal gegen dieselbe auf, wenn sie sich zum Widerstande stark genug fühlt. Anführer dieser Partei ist Latdior, ein junger, intelligenter und wackerer Häuptling, der Sohn der linguiaire, wie die ältere Schwester des ehemaligen damel (König) heißt.

Krieger und Trunkenbolde, sind die Edelleute, oder, wie sie sich nennen, die tiédos, zugleich die feurigsten Parteigänger Latdiors und die Geißel ihres eigenen Landes, das sie rücksichtslos brandschatzen und plündern. Sie sind keine Muhamedaner, aber sie verehren ein unsichtbares göttliches Wesen, dessen Vermittler sie unter der Form einer irdenen Vase, canary oder bouy (d. h. das Unbekannte), anbeten.

Gegen fünf Uhr abends kamen wir zu einer sehr großen Oase, deren Namen ich später vernommen habe, zu der Oase von Tottall. Der Anblick, welchen sie bot, war ein bezaubernd großartiger. Hier weite, mit einem Farren-Gras bestandene Ebenen von einem so herrlichen Grün, daß sie einem Samtteppich glichen; dort von Schluchten zerrissene Palmenwälder; überall geheimnisvolles Gestrüpp, Sträucher von Zwergpalmen und hier und da in der Ferne launische Wasseradern, die unter dem Rasen dahingleiten, oder sich in den waldigen Rand eines

Abgrundes verlieren. Und so fort in der gleichen Weise, soweit das Auge reicht. Keine Spur eines Weges; nichts als schmale, von wilden Tieren oder jagenden Negern getretene Pfade, die sich kreuzen, sich gabeln, wieder zusammenstoßen und gewöhnlich in einem Hochwalde verlaufen. Kein Zweifel, wir hatten uns verirrt.

Da wir nur sehr wenig Lebensmittel hatten und die Nacht im Annähern war, benützte ich die letzten Schimmer des Tageslichts, um unsern Proviant in Stand zu setzen. Ich wies jedoch zuvor meinen Leuten den Ort an, den ich für das Lager am günstigsten hielt, und ließ Biram bei dem Kameltreiber zurück, um Holz zu schlagen und Wasser aufzustöbern.

Die Oase Tottall wimmelt von Wild. Ich hatte binnen kurzer Zeit zwei Rebhühner und drei Berbertauben geschossen. Unbedacht hatte ich mich merklich weit entfernt, und die Nacht überraschte mich mitten in einem Dickichte, dessen Stille nur durch den Ruf der unter das Holz flüchtenden Fasenen und Rebhühner, und durch den lieblichen Gesang der der scheidenden Sonne ihren Abschiedsgruß bringenden Kolibris gestört wurde. Plötzlich befand ich mich neben einer Lichtung, die wie in einen Hochwald gehauen erschien und von ungeheuren Baobabs und großen Zederbäumen, deren Äste und Zweige Trapeze, Barren, Klettergerüste, kurz einen ganzen Turnapparat bildeten, umsäumt war. In diesem Augenblick veranlaßte mich ein gellendes Geschrei, ähnlich einem nervösen schrillen Lachen, den Kopf emporzuheben; ich sah ein Heer von Affen, die sich den unsinnigsten Sprüngen und Kapriolen überließen, sich jagten, jäh stehen blieben, sich am Schwanze hängend in die Luft hinaus schnellten und schaukelten unter den tollsten Grimassen, in den absurdesten Stellungen.

Die Affen, welche mir dieses seltsame Schauspiel boten, hatten einen grauen Pelz mit weißem Bauch, schwarzem Gesicht, große blitzende Augen, einen langen und schönen Schwanz. Ihr Fell war eine zeitlang in Europa sehr gesucht, wo es besonders vor einigen Jahren einen wertvollen Handelsartikel bildete.

Inzwischen war es finstere Nacht geworden, und in dem unentwirrbaren Dickicht, in welches ich mich unklugerweise gewagt hatte, sank mir der Mut. Wie sollte ich mich nach dem Lagerplatze zurechtfinden? Meine Lage wurde peinvoll, um so peinvoller, als auf die tiefe Stille, welche bis dahin geherrscht hatte, wildes Gebrüll folgte, in das sich das rauhe Geschrei der aus ihren Höhlen schlüpfenden Hyänen und Schakale mischte . . . Und ich hatte den Bestien nichts als eine mit Vogeldunst geladene Flinte entgegenzustellen! Ich gehe auf gut Glück vorwärts, orientiere mich nach Möglichkeit, pfeife so laut ich kann in einem fort, um die Aufmerksamkeit Birams zu erwecken. Aber keine Antwort wurde mir, außer dem Gebell der schon auf der Jagd befindlichen Füchse.

Ich wußte bis dahin nicht, daß dies die untrennbaren Zufälle jeder Reise in unerforschten Ländern sind. Aber ich stand in meinem Debut, und wenn ich die Einsamkeit des Waldes auch von Herzen liebe, so bin ich doch nichts weniger als erbaut darüber, wenn ich mich in voller Finsternis Angesicht in Angesicht mit dem blutgierigen Gesindel finde, welchem die Nacht der Tag ist. Indessen fing ich langsam an, mich in mein Schicksal zu fügen, als ich einen ersten Knall vernahm, dem bald ein zweiter, bald ein dritter folgte . . . Ohne zu säumen, auf die Gefahr hin, einer Bande Tiédos in die Hände zu fallen, schritt chi gerade auf das Geräusch zu, denn das Gewehrgeknatter setzte sich mit mathematischer Regelmäßigkeit fort. Nach Verlauf von einer halben Stunde erreichte ich den Waldessaum. Von hier aus erblickte ich ein Zelt und sah im Feuerschein Biram stehen, der mit meinem Remington-Karabiner in die Luft knallte. Der wackere Bursche kam erfreut auf mich zugelaufen, bat mich um Verzeihung, daß er sich an meinem Karabiner vergriffen hätte; aber er hatte geglaubt, daß ich mich verirrt hätte, und hatte, so schloß er seine Rede, gewaltige Furcht bekommen, als er das Gebrüll der reißenden Tiere vernahm. Der arme Teufel hatte gezittert, das glaube ich gern, aber am Ende wohl mehr für sich selbst als für mich. Jedenfalls fühlte

er sich weit behaglicher, wie er offen gestand, seitdem der weiße Mann wieder bei ihm war.

Sobald ich wieder im Lager stand, ließ ich fünf große Feuer anzünden, um die wilden Tiere fernzuhalten, deren Nähe mir, abgesehen von ihrem Gebell, durch das Zittern meines Pferdes angekündigt wurde, das sich erst beruhigte, als ich es in unserer Nähe, an einen Pflock meines Zeltes gekoppelt, neben dem Maultier und dem Kamel grasen ließ.

Sobald ich diese Arbeit verrichtet, hieß ich Biram und den Kameltreiber die Feuer die ganze Nacht hindurch unterhalten. Ich selbst nahm mir vor, wach zu bleiben, um so mehr, als wir außer den reißenden Tieren auch umherstreifende Tiédos zu fürchten hatten, die durch das Knallen der Flintenschüsse auf unsere Fährte gelockt sein konnten.

Nachdem ich mir über den guten Zustand unserer Munition Beruhigung verschafft hatte, lauschte ich dem seltsamen Konzert, welches sich in ziemlicher Nähe von meinem Standpunkte erhob. Welch ein erhabenes und fürchterliches Orchester! Der Wald, der tagsüber so friedlich war, widerhallte, sobald die Nacht ihre schirmenden Fittiche herniedergesenkt hatte, von tausenderlei unheimlichen Tönen. Es war nicht mehr der Ruf der Perlhühner, das Girren der Tauben, das Gezirp der kleinen Vögel mit den schillernden Farben .... Nein, diese schliefen auf den Wipfeln der Bäume, oder verkrochen sich furchtsam in das dichteste Gestrüpp. Es war zugleich ein unheimliches und majestätisches Tohuwabohu: auf das langgezogene Gebell des Schakals antwortete das Geheul der Hyäne, als wenn sie, entzückt darüber, ihn auf der Jagd zu wissen, im vorhinein ihm ihren Glückwunsch zur Entdeckung eines Festschmauses melden wollte, auf dessen Genuß sie ihrerseits nicht minder sicher rechnete. Seltsame Laune der Natur! Der Witterung entbehrend, ist die Hyäne unfähig, sich selbst ihre Nahrung zu besorgen. Aber instinktmäßig folgt sie dem Schakal, der einen vortrefflichen Jäger für sie abgiebt und die gleiche Geschmacksrichtung hat wie sie Wenn er eine Beute aufgestöbert hat, dann stößt er ein siegreiches Gebell aus; alsbald läuft das häßliche Tier zur Stelle,

um die Beute zu zerreißen. Dann ist's der König der Wüste, welcher sein Gebrüll erhebt, bald um seine Gefährtin zur Stelle zu rufen, bald um seine Mahlzeit zu suchen. Ob der furchtbaren Töne seiner Donnerstimme erbebt der ganze Wald . . . die Vögel ducken sich unter das Laub, die Affen flüchten auf die Wipfel der Bäume, und die Antilope sucht furchtsam Zuflucht zwischen dem Dickicht. Umsonst! Fast ehe sie den Feind ihrem Zufluchtsorte nahe kommen hörte, hat sich eine mächtige Tatze nach ihr gereckt und sie unbarmherzig zwischen seinen Fängen zermalmt. Und für den Leopard, für den Panter, für die Wildkatze, welch reiche Ernte solch eine Nacht! welche Jagden! welche Schmausgelage!

Als der Tag graut, liegen verkohlte, noch glimmende Stümpfe dicht um das Lager herum. Das Kamel schläft auf einem Auge, sein Führer und Biram schnarchen mit zusammengeballten Fäusten. Der Wald taucht allgemach aus der Finsternis herauf, und die Schrecken der Nacht vergessend, beginnen die Vögel ihren heitern Gesang von neuem. Da es sich für uns darum handelt, sobald wie möglich den richtigen Weg zu finden, so sage ich der Oase Tottall, an der wir noch längere Zeit entlang zogen, Lebewohl. Ich stoße auf nur wenige Eingeborene. Sie sind zum größten Teil erschreckt über unsere Anwesenheit. Von Zeit zu Zeit erscheint ein ärmliches Dorf, wo ich ein wenig Palmwein erlangen kann, und wo mir die widersprechendsten Nachrichten gegeben werden. Es ist eine allgemeine Regel: die Eingeborenen kennen ihr Land schlecht, und wenn sie es kennen, besonders wenn sie sich das Ansehen geben, es sehr gut zu kennen, so hat man alle Ursache, immer auf dem qui-vive zu bleiben: hundert gegen eins darf man annehmen, daß man es mit herumstreifenden Negern, mit Strauchdieben, Feinden der Weißen zu thun hat, die Auge in Auge nicht zu trotzen wagen, aber ihre Opfer gern durch falsche Auskünfte in die Falle locken. Deshalb komme ich allmählich auf den Standpunkt, gar nicht mehr zu fragen; ich schlage eine Route in west-halb-nördlicher Richtung ein, in der Überzeugung, auf diese Weise endlich nach Gandiol oder Betête zu gelangen,

Augenscheinlich hatten wir uns am gestrigen Tage gewaltig in Cayor verirrt, denn wir wanderten den ganzen Tag hindurch, ohne das erstrebte Ziel zu erreichen, und die Nacht überfiel uns, ohne daß sie mir Zeit ließ, mich aus dem Wirrsal zurechtzufinden.

Ich erfuhr bald genug, wohin wir gelangt waren. Wenige Augenblicke, nachdem wir Halt gemacht hatten, verkündete mir das Quaken von zahllosen Kröten und Fröschen die unmittelbare Nähe eines Sees oder Sumpfes, dessen verderbliche Ausdünstungen bis zu uns herüberdrangen. Um uns denselben zu entziehen, ließ ich das Lager in geringer Entfernung von unserem ersten Lagerplatz aufschlagen, die leider zu gering war, um unsern Ohren die Kakophonie zu ersparen, mit welcher die Gäste der Lachen uns hartnäckig regalierten.

Als wir das Abendbrot verspeist hatten, steckte ich mir eine Cigarre an und ließ mir in Ermangelung eines bessern Zeitvertreibs von Biram etwas vorschwatzen. Man erinnert sich, daß er mit Grigris und Amuletten übersäet war. Es waren teils Leinwandsäckchen von viereckiger oder ovaler Gestalt und von Daumendicke, teils Lederbeutelchen ähnlich der Streichholzbüchsen, teils Hornstückchen, teils Schlangengliedmaßen; mit einem Worte, ein ganzes Arsenal von Kleinkram. Ich wußte nicht, daß diese Dinge den Schwarzen dieser Regionen als heilig galten, auch nicht daß sie innen nur ein Läppchen enthalten, auf welchem ein Spruch aus dem Koran geschrieben steht. Sie kaufen dies Zeug um teures Geld bei ihren Fetischmännern oder Marabuts. Darüber wie Biram, der doch ein blutjunger und auch ein blutarmer Teufel war, in den Besitz so vieler Schätze gelangen konnte, vernahm ich heut Abend aus seinem Munde eine lange Geschichte, die er mir in Ermangelung eines französischen Wortschatzes zur Hälfte durch Geberden verständlich zu machen suchte. Sein Vater hatte durch Arbeit in den europäischen Faktoreien Rufisque's, sowie durch den Transport von Erdnüssen (Arachiden) ein kleines Vermögen zusammengebracht. Bei seinem Tode hatte mein Biram fünf Hammel, einen Tragochsen und ein Gehöft mit drei geräumigen Hütten geerbt. An

dem Todestage des Vaters besuchten Marabuts den Sohn. Der Verstorbene bekannte sich nicht zum Glauben Muhameds. Gleichwohl begruben sie ihn mit allem Ceremoniell des muselmanischen Ritus. Sie führten sich auf diese Weise bei dem jungen Erben ein und verkauften ihm, nach Allahs Gebot, die Grigris und Amulette, mit denen ich ihn jetzt geschmückt sah. Das eine dieser Dinge schützte ihn vor dem Fieber, das andere machte ihn kugelfest, ein Lederbeutelchen galt ihm als Panacee gegen die Untreue seiner Frau, die er jedoch noch nicht besaß; ein Elfenbeinamulett eroberte ihm die Herzen der Schönen seines Dorfs im Fluge; kurz, der Tand galt ihm als Wappenschild gegen alle Unfälle und Gefahren des Lebens.

„Und was hast Du ihnen dafür gegeben?“ fragte ich ihn.

„Sie haben mir nach und nach meinen Ochsen, meine fünf Hammel, meine drei Hütten und das Gärtchen meines Vaters abverlangt,“ antwortete er; „das war Alles, was ich besaß. Jetzt habe ich nichts mehr; ich bin Führer geworden, aber es kann mir auch nichts auf der Erde etwas Böses mehr anhaben.“

Armer, herzensreiner Biram!...

Als die Sonne heraufstieg, waren wir schon lange unterwegs; denn die Nacht war schlecht gewesen. Gegen acht Uhr rief Biram:

„Meister! die Stöcke! die Stöcke!“

Er wies mit der Hand nach dem Horizont. Er hatte mit seinen scharfen Negeraugen dort irgend einen Gegenstand entdeckt, von dem ich nicht das Geringste bemerkte. Indem er seinen Maulesel nach einem nahen Hügel trieb, rief er in einem fort: „Die Stöcke, Meister! die Stöcke!“

Bald erhielt ich Aufklärung über seinen Ausruf. Am gestrigen Abend hatte ich ihm Vorwürfe gemacht, daß er uns ins Irre geführt hätte, daß er sich in Rufisque als Führer ausgegeben, und schon zwei Meilen davon entfernt nicht mehr wisse wo aus und ein. Meine Vorwürfe belasteten noch sein Gemüt, als er in der Ferne die Stangen der Saint-Louis

(über Mouït, Gandiol, Betete, M'Bidjem und Rufisque) mit Dakar verbindenden Telegraphenlinie bemerkte.

Diese Stangen waren uns Bürgen dafür, daß wir uns jetzt auf dem rechten Wege befanden. Das war's, was ihm seine Freudenrufe entlockt hatte.

Aus Furcht, uns neuerdings zu verirren, marschierten wir nun die Telegraphenlinie entlang, die sich über Berge und durch Thäler zieht. Im Grunde schnitten die Eingeborenen häufig den Draht durch, nicht weil sie seine Anwendung kannten, sondern weil sie in ihm einen bösen Zauber erblickten, der beständig über ihren Feldern und ihren Herden schwebte. Heute respektieren sie ihn, weil sie müssen, das heißt weil er der Gegenstand einer aufmerksamen Überwachung von seiten der in den anstoßenden Dörfern eingesetzten obrigkeitlichen Personen ist. Das hindert indessen nicht, daß sie sich beim ersten Symptom eines Aufstandes sofort daran vergreifen.

Um zehn Uhr erblickte ich endlich, an der Ausbiegung eines Thales, ein Steinhäuschen, auf welchem die französische Flagge wehte. Es war der Posten Betete.

Gleichviel welcher Nationalität, darf der europäische Reisende bei allen in den verschiedenen Provinzen Senegambiens aufgestellten französischen Posten auf eine freundliche Aufnahme und ehrliche Unterstützung rechnen. Ich habe diese Erfahrung zu wiederholten malen gemacht und nehme gern Gelegenheit, dies öffentlich anzuerkennen.

In Betete nahm ich neue Vorräte und am andern Morgen lenkten wir nach der Küste zu. Nachdem wir einige hügelige Ebenen durchschritten, erreichten wir die Dünen, welche an dieser Stelle die absonderlichsten Defilees bilden; die Pflanzenwelt ist hier durch die Sonne förmlich geröstet. Ich trete ans Meer heran. Das Panorama, das sich vor meinen Augen aufrollt, ist das gleiche wie zwischen Dakar und Rufisque. Das Gestade ist schön, der Sand ist fein; bei Ebbestand mit Pulpen, Schnecken und unzähligen gelben Krabben bedeckt. Ein häßliches Tier, solch eine Krabbe! Sie bewegt sich, hoch auf die Laufarme gestützt, ist von unförmiger Gestalt, dreht die Augen jedenfalls

in unaufhörlicher Bewegung, denn sie sieht zu gleicher Zeit geradeaus und hinter sich, links und rechts, und läuft, ohne sich umzudrehen, nach allen Richtungen. Es giebt ihrer Milliarden am Strande, und jedesmal wenn eine Woge auf das Gestade schnellt, laufen sie alle zusammen, um die Insekten und Abfälle, welche die Woge hinter sich läßt, zu erhaschen, fliehen aber ebenso geschwind vor der ihr folgenden Woge.

Als die Nacht hereinbrach, hatten wir die Hütten von Yor hinter uns und standen auf der Höhe des Kap Cawoor, wo wir auf den Dünen kampierten. Der Schein unserer Feuer lockte die Neger in Menge zur Stelle; aber sie sind sämtlich höchst friedfertiger Natur. Ich kaufte ihnen Fische ab, eine Henne und Holz; sie nahmen sehr gern blauen Baumwollstoff dafür in Zahlung.

Abgespannt und ermattet, trat ich rasch unter mein Zelt und streckte mich auf die Strohmatte, die ich von Dakar mitgebracht hatte und die mein ganzes Schlafzeug darstellte. Es war ein bloßes Stück doppeltes Matratzenzeug, in der Mitte aufgeschnitten, so daß sie an jedem Abend mit trocknen Kräutern gefüllt werden konnte, die am Morgen wieder herausgeschüttelt wurden. Die Leinwand wurde dann zusammengelegt. Im Notfalle konnte ich also mein ganzes Bettzeug in der Tasche mit mir herumschleppen. Ich hoffte in dieser Nacht recht gut zu schlafen. Wirklich hatten sich meine schweren Lider rasch geschlossen, und ich war fest eingeschlafen, als ich auf einmal von einem seltsamen Gekratz im Gesicht und an den Händen munter werde. Gleichzeitig höre ich um mich herum ein Knacken, dem Geräusch vergleichbar, welches dürre Zweige verursachen, wenn man sie aneinander reibt. Schlaftrunken fuhr ich träge mit der Hand über die Stirn, auf welcher sich ein schwammiger Gegenstand entlang bewegte.... Ich werde in meinem Leben nicht den scheußlichen Eindruck vergessen, von welchem ich ergriffen ward, als ich eine riesige Krabbe zwischen die Finger bekam, die sich weidlich abstrampelte. Aufspringend erkannte ich, daß mein Zelt mit diesen Krustentieren förmlich gepflastert war. Ich zertrat mit jedem Schritt ein paar derselben. Wahrlich, ich

zitterte vor Ekel! Mich am ganzen Leibe schüttelnd, floh ich zur Küste. Es half mir nichts: die scheußliche Empfindung, die ich soeben gehabt, verfolgte mich überall hin . . . überall sah ich Krabben, und von Schlaf war natürlich keine Rede mehr.

Um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, nahm ich die Flinte und schritt über die Dünen; ich hoffte einen Schakal oder eine Hyäne zu schießen. Das heisere Gebell einer solchen lenkte meine Schritte nach einem dichten Gestrüpp. Bald erblickte ich in der hellen, echt afrikanischen Sternennacht ein großes Tier, das am Skelette eines Kamels oder Esels seinen Hunger stillte. Ich schieße, das Tier bäumt sich, als wollte es auf mich springen. Aber beim zweiten Schusse wälzt es sich auf dem Boden, ein ersticktes Heulen ausstoßend. Ich trat näher. Die Hyäne, denn es war eine solche, lag da, im letzten Todeskampfe keuchend . . . Im Punkte des Scheußlichen war die Nacht für mich überreich! Ich entfernte mich rasch vom Schauplatze.

Endlich erbleichen die Sterne, der Horizont schmückt sich mit den ersten Lichtern der Frühdämmerung. Ich trat in das Lager zurück. Mein Kameltreiber, der aufgehenden Sonne zugewandt, bald in den Staub gebettet, bald aufrecht stehend, die Augen starr auf den Osten geheftet, mit den Fäusten den Sand bearbeitend, so betet er, ein treuer Schüler des Propheten, sein Frühgebet. Biram dagegen mußte ich aus dem Schlafe aufrütteln.

Um elf Uhr erreichten wir den französischen Posten Monït. Er ist zweiundzwanzig Kilometer von Saint-Louis entfernt. Sein Anblick ist einer der malerischsten: jähe Höhen wechseln hier mit schmalen, jedes Ausblickes entbehrenden Ebenen; alles ist mit kurzen Gräsern und seltenen Wurzelbäumen bedeckt.

Die Straße, welcher ich am folgenden Tage entlang zog, führt gerade auf Saint-Louis. Sie zeigt den nämlichen Charakter. Die Vegetation ist mager. An manchen Stellen könnte man den Boden als Lavaboden ansprechen. Ich durchschreite mehrere Dorfschaften. Der lebhafte Verkehr, welcher in ihnen herrscht, deutet auf die Nähe eines großen Platzes. Bald stoßen

wir auf eine Karawane, welche Gummi und Erdnüsse transportiert, bald auf ein Maurenlager, in welchem Kamele in glückseliger Ruhe knieend grasen. Ihre Hüter hocken neben ihnen. Sie tragen den Kussab von blauem Kattun oder weißem Linnen; sie sind barhäuptig, ihre Miene ist düster und träumerisch. Ich sehe schöne Maurinnen, hervorstechend durch die Feinheit ihrer Züge, durch ihr langes Haar, ihren hellen Teint. Welch ein Unterschied zwischen ihr und der plumpen Negerin mit der breitflügeligen Nase, den dicken Lippen, dem kurzen kräusligen Wollhaar.

Endlich kommt die Faidherbe-Brücke, und bald entrollt sich vor meinem Auge das lachende Bild der europäischen Wohnhäuser von Saint-Louis.

Saint-Louis bildet eine Insel; ihr Kern war das gleichnamige Fort, welches, wenn ich mich nicht irre, aus dem Jahre 1637 stammt, in welchem die Franzosen am Senegal Fuß faßten, und das heute als Kaserne und Magazin benützt wird. Zwei große Brücken verbinden es mit dem Festlande: die Sohr- und die Guet N'dar-Brücke.

An diesem Punkte, welcher den Namen »pointe de Barbarie« (Berberei-Spitze) trägt, ergießt der Senegal sich in das Meer. Die Barre ist in der Regel schlimm: sie verändert sich nach jedesmaliger Ebbe, erheischt eine beständige Überwachung und tagtäglich wird ihr Stand durch Signale angezeigt.

Der Reisende, welcher aus den reichen, aber wenig handelsthätigen, fast wilden Regionen Cayors nach Saint-Louis kommt, erstaunt über die hier herrschende Rührigkeit. Von allen Seiten, hauptsächlich aber vom Oberlaufe des Flusses, laufen zahlreiche Karawanen hier ein; sie werden fast ausschließlich von Mauren gebildet mit ihren traditionellen Kamelen. In Guet-N'dar verdoppelt sich die Lebhaftigkeit infolge des großen Marktes, welcher hier abgehalten wird. Hauptsächlich Pirogenfahrer sind's, welche in diesem Teile von Saint-Louis wohnen. Sie leben vom Ertrage des Fischfangs, welchem sie mit Leidenschaft obliegen.

Der Gouverneur des Senegal, zur Zeit Oberst Brière

de l'Isle, bereitete mir einen sehr freundlichen Empfang. Er teilte mir zunächst mit, daß vor etwa vierzehn Tagen ein französischer Forschungsreisender, Herr Paul Soleillet, hier angelangt sei, welcher das Ziel verfolgte, eine Verbindung der Kolonie mit Algerien herzustellen, und in Verfolgung desselben den Fluß hinauf gesegelt sei. Sodann: daß er ihn mit verschiedenen Aufträgen für die eingeborenen Häuptlinge ausgestattet habe, welche, ohne den Franzosen feindlich zu sein, die häufigen Besuche von Europäern doch nicht gern sähen. Er riet mir aus diesem Grunde ab, mich auf demselben Wege zum Niger zu begeben.

Ich fügte mich diesem Rate nicht ohne lebhaftes Bedauern. Ich hatte gewisse Ansichten des Gouverneurs Faidherbe mit den Berichten des Forschers Mage verknüpft und die Meinung gewonnen, daß es, unter Berücksichtigung der verschiedenen Bodenerhöhungen des Segu-Landes, des raschen Gefälles des Joliboi und der Einengung des Bakhoy-Flusses, nicht unmöglich sein könne, den letzteren zu einem Verbindungsgliede des Senegal mit dem Niger zu machen. Sicherlich ist ein solches Unternehmen mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Wenn sich seine Ausführbarkeit aber bestätigt, sollte man es nicht unversucht lassen, denn die Resultate würden der Anstrengungen wert sein. Die Verbindung des Senegal mit dem Niger: das wäre die Lösung eines der großen Probleme, welche Afrika dem Europäer stellt. Es ist die offene Straße zum Herzen des Landes, es ist der Weg nach Timbuktu, jener legendenhaften Königin der Wüste, welche die letzte geheimnisvolle Zufluchtsstätte der durch die muselmännische Habgier wacherhaltenen Feindseligkeit der eingeborenen Völker ist. Ist einmal dieser Schleier zerrissen, dann ist's zu Ende im ganzen westlichen Afrika mit der Geißel der Sklaverei, welche das Land unaufhörlich martert; dann wird es licht werden im Busen dieser barbarischen Lande; dann wird jede Beschränkung des europäischen Handels zu gunsten der maurischen Kaufleute aufhören; es wäre, mit einem Worte, eine majestätische Aufgabe für den vorwärts drängenden Geist der Europäer.

Indessen war mein Hauptziel doch, die Ufervölker des Niger und des Binue zu sehen; und da meine Fahrt auf dem Senegal nicht praktikabel erschien infolge von Ursachen, deren Abstellung nicht in meinem Vermögen lag, so entschloß ich mich kurzweg, zur See nach Dakar zurückzukehren und mich in Goree nach dem Golf von Guinea einzuschiffen. Der Steamer, welcher zweimal den Dienst zwischen Dakar und Saint-Louis versieht, war noch nicht fertig zur Abfahrt. Ich benutzte die Zwischenzeit zum Studium einiger afrikanischer Typen, welche dem Hauptort der französischen Kolonie das Ansehen einer gewaltigen Karawanserei verleihen.

Die Bevölkerung von Saint-Louis besteht zum großen Teil aus Yoloffs und Fulahs. Auf den ersten Blick erscheinen die Yoloffs schön. Aber wenn man sie näher betrachtet, so bemerkt man an ihnen den für ihre Gestalt zu kleinen Kopf, die allzu mageren Waden und den der Wölbung ermangelnden Fuß. Ihre Haut ist vom reinsten Schwarz; sie glänzt wie Ebenholz. Als Abkömmlinge der äthiopischen Rasse bewohnen die Yoloffs das ganze linke Ufer des Senegal. Die Mehrzahl von ihnen bekennt sich zum Islamismus. Ihre Häuptlinge führen den Titel »Bur« oder »Burba«, mit Ausnahme derjenigen Cayors, welche sich »Damel« nennen.

Die Yoloffs werden in vier Kasten eingeteilt: die moul oder Fischer, die unterste Klasse; die udaï oder Gerber; die tug oder Schmiede, und endlich die tiédos oder Adeligen.

Die Fulah oder Fellatah, soweit sie noch im nämlichen Gebiet wohnen wie die Yoloffs, zeigen einen durchaus verschiedenen Typus: sie sind abessinischen Ursprungs, haben eine mehr bronzefarbene als schwarze Haut und rechnen sich selbst zu den weißen Völkern. Sie sind von kleinerem Wuchs als die Yoloffs, aber schön gebaut; ihr Mund ist groß, ihre Nase zeigt oft die Adlerform, ihre Stirn ist hoch.

Am Senegal wimmelt es von Mauren. Sie fassen provisorisch in der Nähe der europäischen Centren Fuß und verschleißen hier die Erzeugnisse, welche sie aus dem Innern des

Landes zur Küste führen. Sie unterscheiden sich wesentlich von den Negern, welche sie verachten und zu allen Zeiten unter ihr Joch zu beugen bemüht gewesen sind. Sie haben weder die fleischige Lippe, noch die breitflügelige Nase, noch das krause Haar des Negers. Wenn ihr Mund zu breit ist, so sind als Ersatz hierfür die Lippen schmal. Ihr Kopf mit der gewölbten Stirn und der Adlernase ist mit einem Walde von wolligem Haar bedeckt, die Halsbänder sind fein, das Kinn ist wohlgeformt. Die Haltung des Mauren ist stolz, nachdenklich, korrekt; ihr Bart ist in der Regel wohlgewachsen; sie gehen in der Regel barhäuptig. Sie waschen sich niemals, säubern auch niemals ihre Kleidung; infolgedessen strömt ihr Körper einen ekelerregenden Dunst aus. Ihre Kleidung bildet ein langer Mantel (kussab), der bis auf die Füße niederfällt und ein sehr weites Beinkleid verdeckt, das nicht über das Knie herabgeht.

Die Maurinnen würden dem Auge noch besser gefallen, wenn sie weniger wohlbeleibt wären, was jedoch, wie man weiß, ein charakteristisches Schönheitsmerkmal für eine Frau des Orients ist; von ihrer Unsauberkeit ganz zu schweigen. Ihr Kopf ist von schöner Form; sie haben lange Wimpern, einen strahlenden, träumerischen Blick, halbkugelige Brüste; ihr Körper ist sehr korrekt modelliert.

In Saint-Louis und auch in Dakar und in Gorée erregt eine merkwürdige Kategorie von Weibern das Interesse des Reisenden, es ist die aus Kreuzung zwischen Negerin (von der sie die massigen Formen hat) und Europäer (welchem sie die helle Hautfarbe und den verhältnismäßig hübsch geformten Kopf verdankt) hervorgegangene Frau. Ihr Name entstammt dem Portugiesischen und bedeutet so viel wie Dame oder Signora (aber im Sinne von Mätresse), und wirklich hat sie auch ihre schönen Tage gehabt; aber die sind rasch verflogen! Ehedem, als der Sklavenhandel noch in Flor stand, führte die Signarde das Szepter über ein ganzes Volk von Sklaven und Arbeitern. Die Portugiesen, von denen sie zum größern Teile herstammen, wohnten nicht gern im Lande, sondern fast immer am Meere und besaßen in Dakar, Gorée und Saint-Louis Seribas, welche

durch Negerinnen verwaltet wurden und ein hübsches Teilchen Gewinn in deren Tasche abwarfen. Aus dieser Zeit stammt der maßlose Luxus, der ephemere Glanz der Signarden. Seit aber die Sklavereiwirtschaft ihr Ende fand, ist die Quelle ihres Reichtums versiegt und, auf eigenen Erwerb angewiesen, verfielen sie rasch auf das Courtisanenhandwerk und schleppen trägen Schrittes die letzten Reste ihrer glanzvollen Vergangenheit durch die Straßen von Saint-Louis. Gar oft sind sie dem Trunk verfallen. Mit diesem Laster verbinden sie eine unbändige Putzsucht, die besonders in Juwelen, mit denen sie sich bis zur Lächerlichkeit behängen, ihren Gipfelpunkt findet.

Ein seltsamer Typus Afrika's, die Signarde! Wenn man sie über die Straße sich schleppen sieht, die zu fette Taille in ein zu enges Korsett gezwängt, mit Röcken, Reifen, Schleppen behängt, die Füße in engen pyramidalen Hackenstiefelchen à la Louis XV., auf dem wolligen Haarpuff einen Hut à la Watteau, Rubens oder Niniche, so hat man Mühe ernsthaft zu bleiben; denn man sieht es deutlich, daß ihr Schuh sie quält, daß ihr Schnürleib sie preßt, daß es ihr schwer fällt, die Füße zu setzen, daß sie sich vergeblich abmüht, ihrer Figur einen graziösen Anstrich zu leihen. Und dennoch, so lächerlich es oft erscheinen mag: das der plumpen Nacktheit der Negerin müde Auge des Europäers ruht doch mit teilweisem Wohlgefallen auf dieser ockerfarbigen weiblichen Schönheit.

An Monumentalbauten bemerkt man in Saint-Louis zunächst den Palast des Gouverneurs, dessen Fassade nach einem mit einem Gitter umschlossenen Gärtchen sieht, die Guet N'dar-Brücke und mehrere große Bauten, welche als Schulen oder Kasernen dienen und das Viereck des Hauptplatzes vollständig machen. Unfern vom Palast steht eine höchst bescheidene Kirche. Ihr gegenüber, an der Ecke der hierher mündenden Hauptstraße, steht das »Schatzamt«, ein unscheinbares, durchaus nicht seinem Titel entsprechendes Häuschen. Weiter hinten kommen die Artillerie-Quartiere mit ihren schönen Werkstätten, sämtlich dem Meeresgestade nahe. Geht man von dort den Kai hinauf, so erblickt man nach und nach die Kontore und Magazine der

großen europäischen Handelshäuser, sämtlich am Kai befindlich, wo das Ein- und Ausladen der Schiffe verhältnismäßig mühelos bewirkt wird. Der Mangel an Handarbeit bietet überhaupt für Saint-Louis den Gegenstand ernster und dauernder Besorgnis. Seit Aufhebung der Sklaverei leben die schon von Natur faulen Neger, so jämmerlich es auch sei, in süßem Müßiggang und begnügen sich damit, neugierig dem arbeitsamen Europäer zuzuschauen, sich gleich den Lazzaroni Neapels in der Anschauung wiegend, daß es thöricht sei, sich um das bischen Leben soviel Mühe zu machen. Ein wesentlicher Umstand, welcher sie in ihrer Faulheit unterstützt, ist die traditionelle Gastfreiheit, welche im Yoloff-Lande herrscht. Es ist dem ersten besten Faulpelz gestattet, in jeder beliebigen Wohnung sich an den Tisch zu setzen und, ohne daß er dazu aufgefordert wird, ohne daß er gefragt wird, woher er kommt, wohin er geht, an cuscus satt zu essen.

Verwünschter cuscus! wie oft hat mich der Stampfer, der ihn zermalmte, nicht vor Tage aufgeweckt! Im Gestock eines Hauses einquartiert, dessen Geschoß von drei oder vier Yoloff-Familien bewohnt war, wurde ich jeden Morgen, oder eigentlich jede Nacht (denn schon um vier Uhr wurde mit der Arbeit begonnen), aus meinem Schlummer aufgescheucht durch das monotone Geräusch, welches die cuscus-Stampferin verursachte. Eines Morgens konnt' ich's nicht mehr aushalten. Ich stieg hinunter, um mich über die Ursache des abscheulichen Lärms zu unterrichten. Auf diese Weise wurde mir die Bereitung dieser Nationalspeise bekannt. Ein Mörser, der kaum einen Meter hoch und aus einem gehöhlten Baumstamme besteht, enthält den Hirse oder Mais, der zu Mehl gestampft werden soll. Die Negerin steht davor aufrecht, hält in beiden Händen eine schwere Holzstampfe, die sie mit einer chronometrischen Regelmäßigkeit aufhebt und niederfallen läßt. Oft hängt sie sich dabei ihren Säugling, um ihn zur Ruhe zu bringen, mittelst eines Tuches, das sie sich um die Hüften schlingt, auf den Rücken. Wenig wählerisch, macht sich der kleine Kerl aus dem Rücken der Mutter sein Kopfkissen zurecht und schläft sich in dieser nichts weniger

als bequemen Lage aus. Da die Schwarzen in der Regel an Ophthalmie leiden, neige ich zu dem Glauben, daß diese sonderbare Weise, die Kinder zu tragen, eine der Ursachen dieser Krankheit ist. In stundenlanger Unbeweglichkeit, mit dem Gesicht auf den nackten Rücken der Mutter gewandt, die fortwährend schwer arbeitend in Schweiß gerät, wird das Auge des Kindes stundenlang in einem stinkenden Schweißbade gehalten ... da würden wohl auch Europäer von Ophthalmie befallen werden.

Bevor ich Saint-Louis den Rücken wandte, machte ich noch einigen der dortigen großen Handelsfaktoreien einen Besuch, was mir durch einige Empfehlungsschreiben von Bordeleser Häusern erleichtert wurde. Ihre Magazine strotzen von blauen guinées, bedruckten Kattunen, Glasperlen, Hausgeräten, Porzellangeschirren, alles Dinge, nach welchen das Herz eines Schwarzen lüstern ist, und die sie gegen Erdnüsse (aus denen Öl bereitet wird) und Gummi, der aus dem Stamme der Akazie tropft (aus den weißen heißt er vereck, aus den roten nébuëd) eintauschen. Die Werteinheit ist ein Stück guinée; bisweilen hat man auch Kaurimuscheln, die an den Küsten von Mozambique gefischt werden, wo sie nicht im Kurse stehen. Die europäischen Kaufleute üben die Gastfreundschaft à l'écossaise, oder besser, à la française: ich habe die Erfahrung mehr als einmal gemacht. In der Regel ist das Speisezimmer sehr geräumig. Über der Tafel hängt ein bancal, welcher als Fächer oder Wedel dient, den ein junger, hinter den Gästen aufgestellter Neger mit Hilfe einer Schnur in Bewegung setzt. Er ist Fliegenscheucher und Ventilator zu gleicher Zeit. Wer an Seekrankheit leidet, muß sich vor dem Ding in Acht nehmen, denn es kann ihm passieren, daß das fortwährende Auf und Ab dieser Art von Balancier seinen Magen arg revolutioniert. Uns ließ das Manövrieren des Pendels gleichgiltig; meine Wirtsleute sind daran gewöhnt, ich bin gefeit gegen Seekrankheit und ließ mir Poularden, Gemüse und Konserven, die um uns her die Reihe machten, nicht minder auch die trefflichen Weine, welche die Unterhaltung unmerklich in regen Fluß brachten, vortrefflich munden.

Während mein Wirt, so oft ich auch ihn davon abzubringen suchte, immer und immer wieder auf die inneren Einrichtungen der Kolonie zu sprechen kam und den Einfluß beklagte, den die militärische Behörde auf alle Vorgänge, nicht bloß bürgerliche, sondern auch kommerzielle, ausübte, gedachte ich der sonderbaren Wandlungen, welche Senegambien durchgemacht hat, seitdem Lancerote im Jahre 1447 die Senegal-Mündung entdeckte. Nacheinander sind Portugiesen, Franzosen, Engländer hierher gekommen, ohne sich halten zu können. 1817 wurde die Senegal-Mündung Frankreich zurückerstattet. Die Offiziere, welche Auftrag erhielten, Besitz von ihr zu nehmen, schifften sich an Bord der »Medusa« ein, die aber am verhängnisvollen Kap Arguin zerschellte. Fünfzehn Gouverneure verwalten die Kolonie nacheinander; aber man sucht vergeblich die Spuren der von ihnen bewirkten Arbeiten. Sollte ihr guter Wille durch die Feindseligkeit der Eingeborenen lahm gelegt worden sein? oder sind sie hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben? Thatsache ist, daß Senegambien ihnen keinen Dank schuldet.

Endlich kommt Faidherbe, und von dem Tage an, wo dieser wackere Soldat und talentvolle Administrator die Verwaltung übernimmt, erwacht die Kolonie zum Leben. Ihm allein gelingt in wenigen Jahren, was seinen fünfzehn Vorgängern in einem halben Jahrhundert nicht gelang. Er rettet die Kolonie vor dem Zerfall, welcher ihr durch die Horden El-Hadji Omars droht; er festigt, was ihm zu retten vergönnt war; er gründet Schulen, deren Besuch den Kindern der eingeborenen Häuptlinge freigegeben wird, und leitet solcher Art eine Ära des Friedens und des Gedeihens ein; er erschließt dem Handel die Thore von Futa-Toro, Kasson und Bambuk, Länder, welche sich bis dahin gegen die Europäer in bitterer Feindschaft verhalten hatten; man dankt ihm die Annektierung der Provinzen Dimar und Walo; er schafft dem Handel des Oberlaufes eine Sicherheit, wie sie vor ihm nicht zur Hälfte bestand; er schafft die unter der Bezeichnung »coutumes« verpönten Zölle ab, welche die eingeborenen Häuptlinge willkürlich auf Warentransporte und Geschäftsabschlüsse der französischen Händler

erhoben; kurz, von einem Ende Senegambiens bis zum andern ertönt der Name Faidherbe's, aus dem Munde der Europäer sowohl wie der Eingeborenen, in dankbarer Erinnerung.

Es bliebe mir noch gar viel zu erzählen: von dem lieblichen Gartenschlosse Richard Toll in der Nähe von Saint-Louis; von den Versuchen der Baumwoll- und Indigo-Anpflanzungen, die man am Senegal angestellt hat; von den poetischen Legenden des Senegal, besonders den wunderbaren Großthaten Samba's, von denen die Griots in der Abendzeit unter einem Schwall von Gebärden und mit viel Tamburin-Geklapper in den Negerhütten zu singen pflegen; von den sonderbaren Völkerschaften der Sarracolets und Kassonkes, der Peulhs und der fanatischen Toucouleurs, von den in den Ebenen von Astôt, an der Grenze der Sahara hausenden Bracknas, Duaisch und Trarsas, die lange Jahre hindurch das linke Ufer des Senegal verwüsteten; von den Posten und Forts, deren Aufgabe es ist, zugleich den europäischen Handel zu fördern, bezw. zu schützen und die unterworfenen Stämme in Raison zu halten; von den Forts Merinaphen am Guier-See und Dagana in der Provinz Walo; von den Forts Podor am Ostufer und Saldé am Westufer der Morfil-Insel, des Centrums der Fulah-Bevölkerung; von Bakel, Senudebu, Aéré und vor allem von Medine, das Faidherbe 1857 entsetzte, nachdem es durch den Elsässer Paul Holl ein Vierteljahr lang mit einer Faustvoll Leute gegen die Horden Hadji-Omars verteidigt worden war ... Aber die Zeit drängt. Ich eile, Gorée zu gewinnen, wo ich mich nach dem Guinea-Busen einzuschiffen gedenke.

In Gorée genoß ich, bis das englische Dampfboot anlief, das mich zum Nigerdelta schaffen sollte, der Gastfreundschaft Herrn Guirauds, des Geranten und Teilhabers des Hauses Maurel & Prom in Bordeaux, der mit den Eigenschaften eines trefflichen Administrators und verständnisvollen Kaufmannes den Liebreiz des sympathischsten Weltmannes verbindet.

Gorée ist kühn auf einen einsamen Felsen gehängt, der in sehr schwacher Entfernung vom Ufer aus den Wogen heraufragt. Es ist eine reiche Stadt, treibt bedeutenden Handel,

besitzt schöne Kontore und eine europäische Bevölkerung, welche den sehr oft verderblichen Wirkungen des Klimas mutig trotzt. Als ich sie besuchte, war sie blühend und sonnte sich in ihrem Glücke. Als ich ein paar Monate später nach Europa zurückkehrte, da vernahm ich die betrübende Kunde, daß das gelbe Fieber mit furchtbarer Heftigkeit dort gewütet und alle Europäer in den Tod gerafft hatte. Von sämtlichen Freunden, welche mir bei meiner Abfahrt nach dem Guineabusen an Bord des »Corisco« noch herzlich die Hand gedrückt hatten, war nur ein einziger, Herr Guiraud, der Geißel entronnen, und auch dieser nur dadurch, daß er zu seinem Heil in der Zeit, als die schreckliche Epidemie ausbrach, gerade auf einer Geschäftsreise nach Frankreich begriffen war.

IV.

Der »Corisco« ist ein allerliebster kleiner Steamer, fast noch neu, sehr gut ausgerüstet, und wie es heißt, einer der besten Dampfer der Linie von Liverpool nach Fernando Po. Indessen sind diese Fahrzeuge nicht speziell für den Passagiertransport bestimmt; fast ausschließlich für die Handelsbedürfnisse der afrikanischen Küste berechnet, findet man auf ihnen nicht den Komfort, der auf den Dampfern der Messageries maritimes geboten wird. Bis Madeira nehmen sie eine stattliche Anzahl von Passagieren, auch weibliche, die in die Villeggiatur auf den kanarischen Inseln reisen. Aber über diese hinaus reist man nur selten in Gesellschaft; und wenn sich gar einmal eine europäische Frau an Bord befindet, so ist das ein Ereignis, von welchem man sich lange Zeit nachher noch an der Küste erzählt. Ein solcher Zufall war mir nicht beschert; ich sah in Gorée die letzten weiblichen Blaßgesichter, wie ich dort auch das letzte Französisch gesprochen und gehört habe. Von Gorée an hört man jetzt ausschließlich Englisch, an Bord sowohl wie an dem Littorale; seine Kenntnis ist absolut notwendig, um in diesen Gegenden fortzukommen.

Der Kapitän des Steamers ist der richtige Typus eines englischen Vollblut-Seemannes: groß, breit, vierschrötig, von Gemüt ein trefflicher Charakter. Gleich allen Kapitänen empfängt er von der Ladung und dem Schiffsumsatz einen Prozentsatz; infolgedessen schätzt er den Wert eines Menschen lediglich nach der Höhe der Geschäfte, welche derselbe an der Küste macht. Der bloße Passagier, der Reisende besonders mit seinem bescheidenen Gepäck, besitzt in seinen Augen kein sonder-

liches Prestige. War die Ladung nicht gut, dann ist der Kapitän düster, schweigsam, jähzornig. Häufen sich die Palmölfässer, strotzt das Zwischendeck von Farbhölzern oder Elfenbein, dann heitert sich sein gutmütiges dickes Gesicht auf und zeigt sogar ein Lächeln.

Wenn man von der Manie des Schwatzens besessen ist, so hat man kein anderes Mittel, derselben gerecht zu werden als den Schiffsarzt. Derselbe ist im allgemeinen ein junger Mann, der noch nicht Zeit gehabt hat, im Positivismus aufzugehen, gewöhnlich soeben erst seine Studien beendigt hat und auf die Reise geht, um sich zu bilden. Er hat noch einige Illusionen, eine poetische Ader und verfügt über einen sichern Schatz von Kenntnissen. Mit unserm Schiffsarzt hab' ich manche Lanze gebrochen, de omni re scibili, während wir, auf der Schiffsbrücke sitzend, die Küste verfolgten. Wenn der dicke Kapitän dann zufällig vorbeikam, blieb er manchmal stehen, horchte eine Weile zu, zuckte mit den Achseln und verschwand bald wieder, uns mit einem mitleidigen Blicke messend.

Inzwischen glitt der »Corisco« als echter Raddampfer rasch durch die Flut. Erst passierten wir die Küste von Sin, dann die von Salum, der schönen fruchtbaren Provinz, die Farbhölzer, Wachs, Honig und Ziegen ausführt und deren gut bebauter Boden gesuchter sein würde, wenn der große Fellani-Sumpf sie nicht höchst ungesund machen würde. Dann kommt die Provinz Niom und der schöne Gambia-Fluß, in dessen Mündung wir einfahren, um vor Sainte-Marie-de-Bathurst, unserer ersten Station, anzulegen.

Die Gambia gehört den Engländern. Ehemals besaßen die Franzosen hier einen Posten in Albreda. Ihre zahlreichen Faktoreien in Sainte-Marie machten ihnen den Besitz dieses Platzes wünschenswert. Aber da England als Gegentausch den Gabun begehrte, wurden die Verhandlungen abgebrochen. So wurde wenigstens während meines kurzen Aufenthalts in Sainte-Marie erzählt.

Die Bevölkerung dieser Stadt bildet das eigentümlichste Mosaïk, welches ich an der Westküste Afrika's gesehen habe:

Serreres, Yoloffs, Mandingos, Sarrakolets, Felups, Balanten von Casamanca, Kassonkes, Laptots aus Gorée und natürlich auch Signarden.

Obgleich die Kolonie englisch ist, so scheint es mir doch, als ob die französischen Faktoreien an Zahl und Bedeutung überwögen. Es giebt auch portugiesische, italienische, niederländische und deutsche Faktoreien hier und dieses Menschengewirr von Europäern und Eingeborenen, die sämtlich ihre Sitten und Lebensgewohnheiten mit hierherbringen, bietet ein Gemisch der originellsten Art.

In Bathurst verrichten die Negerinnen die schwersten Arbeiten. Sie ent- und beladen die vor den Faktoreien anlegenden Fahrzeuge. Es kann Einen jammern, wenn man die armen Geschöpfe, unter ihrer Last erliegend, einherkeuchen sieht; sie haben nichts Frauenhaftes mehr, weder die Anmut, noch die Scham, noch kaum mehr die Gestalt! Und wenn der Abend herankommt, dann berauschen sie sich im Gin, statt Ruhe zu suchen, und verbringen die Nacht mit Gekreisch und Tanz, bis sie, ermattet von der Anstrengung und übermannt von der rohesten Trunkenheit, zusammenbrechen.

Der Landboden am linken Gambia-Ufer, wo Sainte-Marie im Jahre 1815 erbaut wurde, ist überaus sumpfig und ungesund. Die Wohnungen erheben sich längs dem Flusse; er wird von ihnen durch eine, eine schattige Promenade bildende Baumallee geschieden. Es herrscht hier ein sehr thätiger Handel. Die Karawanen strömen von allen Richtungen hierher; die größten kommen aus Fatakonda. Man kann sich kaum auf den Fluß wagen, selbst mit einem Schiff von schwachem Tiefgang nicht weiter als hundertundvierzig englische Meilen, also nicht einmal bis zu den Mac-Carthey-Inseln. In Pirogen dagegen fahren die Händler bis nach Yannamoron. In Barraconda ist eine sehr starke, gefährliche Barre.

Am rechten Flußufer erstreckt sich eine Landzunge von einer Meile Breite zwischen zwei Creeks: dem Bunyado und dem Swara-Cunda, welche beide dem Handel nach dem Innern dienen.

Das kleine Stückchen vom Wasser umströmten Landes, auf welchem Sainte-Marie erbaut wurde, steht durch einen schmalen Kanal, den sogenannten äußern Creek, mit der englischen Insel Combo in Verbindung, welche das Gebiet von Sabbajee umschließt und mehrere, in der Hauptsache von alten Negern (die jungen ziehen nach den Faktoreien auf Arbeit) bewohnte Dörfer enthält.

Diese Gebiete des linken Gambia-Ufers wurden durch die Marabuts von Gunschur, rachsüchtige verweichlichte Patrone, welche noch in Stärke von etwa hunderttausend Köpfen hier vertreten sind, erobert. Übrigens hat die Kolonie eine sehr feindselig gesinnte Nachbarschaft, unter andern die Könige von Combo und von Barre, welche von Zeit zu Zeit versuchen, den Karawanenhandel zu stören, in der Absicht, die alten Handelszölle wieder aufleben zu lassen, welche den Handel der Europäer dem Ruin nahe brachten. Es gibt indes in Sainte-Marie eine ausreichende Militärmacht, um jeden derartigen Versuch im Keime zu ersticken und die Interessen der Weißen nachdrücklich zu schützen.

Am andern Morgen lichteten wir beizeiten die Anker und steuerten nach Sierra Leone. Wir ließen den Casamance-Fluß hinter uns, an dessen Mündung man die Insel Carabane sieht, auf welcher 1830 das erste europäische Handelskontor errichtet wurde. Seit 1860 gehört der Lauf der Casamance den Franzosen, die am rechten Ufer, etwa dreißig Meilen von der Meeresküste, zum Schutz ihrer Niederlassungen das Fort Sedhiou erbaut haben.

Dann kommen die Flüsse Cacheo, Geba und Rio-Grande, welche alle drei zu Portugal gehören. Dieser letztere durchschneidet Futa-Djalon, wo er sich gabelt in die Coumba und die Tomine, deren Quellen im Kong-Gebirge liegen.

An der Mündung des Rio Geba befindet sich der Bissagos-Archipel. Die ganze Gegend ist sehr reich, sehr fruchtbar, besonders die Casamance, welche prächtige Bauhölzer liefert. Sie wird von Felups, Balanten, Papels, Biafaren bewohnt, sämtlich Fetischisten, die ein unbekanntes höheres Wesen, von ihnen

Emit genannt, anbeten; endlich von Mandingos, wahrhaften Athleten-Gestalten voll kriegerischen Feuers, fanatischen Muselmännern, die niemals einen Tropfen gegorenen Getränkes über die Lippen führen.

Wir passieren sodann den Rio-Nunez oder vielmehr die Siquilenta, die aus dem westlichen Teile von Futa-Djalon herkommt. Man hat an ihrem Gestade Versuche mit Kaffeeplantagen gemacht, die mit Erfolg gekrönt worden sind. Die Bewohner dieser Gegend, die Landuma, sind Götzendiener; die Sklaverei blüht noch unter ihnen. Die zum Islam bekehrten Nalus wohnen überall an der Küste. Am linken Ufer des Rio-Nunez haben die Franzosen das Fort Kakondy errichtet.

Der Rio-Pongo, welcher auf den Rio-Nunez folgt, gehört den Franzosen. Er hat fünf bis sechs Mündungen, von denen die wichtigsten die »Sandbarre« und die »Kotbarre« sind. Die Gegend war ehemals ein Hauptcentrum des Sklavenhandels. Sie ist zum großen Teil von götzendienerischen Susus bevölkert, welche ein höheres Wesen »Linto« verehren, das durch die hohen Bäume ihrer Wälder personifiziert wird.

Einer der wichtigsten Flüsse dieser Küste ist die Malacorée; sie wird durch die Sangarka, die Foirikarea und die Murbea gebildet, die gleicherweise aus dem westlichen Futa-Djalon kommen. Die zahlreichen französischen Schiffe, welche sie befahren, bringen Arachiden und Gummi auf ihr herauf. Die von ihr durchflossene Gegend ist von den Susus und den Bagas bewohnt, während man im Innern die den Fulahs ähnelnden, aber inferioren Buves antrifft.

Nach Passierung des Scarciesflusses laufen wir in den Sierra-Leone-Fluß ein. Welch ein herrliches Panorama an seinen Ufern! Schöne grüne Berge, auf denen sich Villas vom prächtigsten Anblick erheben! eine Vegetation, reich bis zum Übermaß! eine Art Schweiz, die vom Ozean umflossen wird.

An der Mündung des Flusses scheint uns ein Leuchtturm im maurischen Stil, welcher über die verschieden belaubten Baumgruppen herausragt, zur Einfahrt in die durch die Natur so verschwenderisch ausgestattete Bucht einzuladen. O! aber

gleich der Sirene des Altertums ist dieses glanzvolle Äußere nichts als ein tödlicher Köder für den, welcher auf ihn anbeißt. Sierra-Leone ist gefürchtet als einer der ungesundesten Punkte der ganzen Küste, als eine der unheilvollsten Stätten für den Europäer.

Kaum haben wir Anker geworfen, als unser Schiff von einer Unzahl von Negerbooten umschwärmt wird, welche uns mit Mund und Gebärde einladen, in ihren Booten ans Land zu fahren. Ich wage mich auf die Leiter und bin im Nu von zehn robusten Armen gepackt und auf ein im Hinterteil eines Kanots gelegtes Polster gelegt. Bevor ich noch Zeit gefunden habe zu protestieren, liegt der Strand vor mir . . . Was hilft's, sich zu ärgern? . . . Würden Andere mich besser geführt haben? . . . Die Patrone haben mich allerdings — ohne mir Zeit zur Wahl zu lassen — auf eine nichts weniger als artige Weise befördert. Aber sie haben ein so gutmütiges Gesicht, sie lachen auf eine so glückselige Weise mit ihren blendendweißen Zähnen, daß ich, meiner Treu! mich versucht fühle, selbst in Lachen auszubrechen; und da ich nun, als ich sie bezahle, erkenne, daß sie ihrer halb ritterlichen Entführung nicht eine unverschämte Geldforderung folgen lassen, so schweige ich und springe, mich ihrer robusten Schultern bedienend, ans Land, ihnen von ganzem Herzen verzeihend.

Free-Town, die Hauptstadt der Kolonie, ist in amphitheatralischer Form gebaut. Die Wohnungen steigen spiralförmig am Berge in die Höhe. Oben liegen die Kasernen, von denen aus man eine entzückende Fernsicht genießt. Die Häuser und Kontore der europäischen Kaufleute liegen im untern Teile der Stadt, in nächster Nähe des Landungskais. Die Wohnungen der Freigelassenen, die aus Steinen aufgebaut sind, bilden die Vorstadt; auf den mit grünem Laub überdeckten Gängen des Berges erheben sich Landhäuser, deren ländliche Heiterkeit die Schönheit des Panoramas vervollständigt. Ueberall Blumengärten, die sorgfältig gepflegt sind; mit Erstaunen bemerkt man Rosenbäume, Lentanias, prächtige Lorberbäume und hohe Brotbäume, die stolz ihre goldenen Früchte tragen: alles aus Europa

eingeführte Pflanzen, die sich in Sierra-Leone vollständig akklimatisiert haben.

Ich hatte Briefe für den französischen Konsul und für Herrn Dalmas mit, welcher die Funktionen eines Konsuls für Italien, Spanien und die Niederlande versieht. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in der Person seines Socius einen alten Freund erkannte, den ich seit langen Jahren aus den Augen verloren hatte und hier sicherlich nicht zu finden vermeinte! Es war Louis Vicaise, dessen Name in Gent, wo er zwanzig Jahre seiner Jugend verlebt hat, nicht unbekannt ist. Er war an der Küste Afrika's geboren; sein Vater, Kommandant am Rio Pongo, sandte ihn nach Belgien, wo er seine Studien machte; als er Belgien verließ, nahm er die Sympathieen Aller mit sich, welche Gelegenheit erhalten hatten, seinen Charakter schätzen zu lernen. Ich war glücklich, ihn wiederzufinden, und lange plauderte ich mit ihm, erstaunt und entzückt zugleich, einen Afrikaner mit mir in Sierra-Leone von der Stätte meiner Kindheit, meiner Heimat, meiner Familie, meinen Jugendfreunden sprechen zu hören, die er alle so gut kannte wie ich.

Ich unternahm mit ihm verschiedene Ausflüge in die Stadt und deren Umgebung. Jede Minute brachte mir schätzenswerte Winke über die Sitten der Einwohner, und dank dem über Gewohnheite langen Aufenthalte des Schiffes konnte ich eingehend Studien machen über eine Kolonie, welche nach meiner Ansicht dereinst berufen sein wird, eine wichtige Rolle in dem civilisatorischen Werk Afrika's zu spielen.

Der Markt von Sierra Leone bietet ein merkwürdiges Aussehen: er beschränkt sich nicht auf das zu diesem Zweck errichtete Gebäude, sondern umfaßt die Seiten der einmündenden Straßen, wo er bald in kleinen Schuppen, bald auf dem Erdboden (in welchem Falle die Verkäufer ihre Waren auf mächtigen Kürbisschalen oder auf kunstvoll gewebten Matten ausbreiten) stattfindet. Die Gemüse und Früchte sind im Ueberfluß vorhanden, und was für köstliche Früchte! Hier Barbadinen, von denen die Körner gegessen werden! dort Sapodillen,

braunen Äpfeln gleich, von köstlichem, an die Erdbeere erinnerndem Wohlgeschmack; prächtige Goldbananen ꝛc.; dann auf den breiten Blättern des Bananenbaumes eine Art weißen Puddings: Fou-fu genannt und aus Getreide bereitet; dann Kolas, große rosafarbene, in grüne Schalen geschlossene Mandeln, welche vorwiegend von den Muselmanen verzehrt werden: da sie eine Art Rausch verursachen, wenn man sie in Menge ißt, so substituieren die Schüler Muhameds sie den alkoholischen Getränken, deren Genuß ihnen untersagt ist. Allah läßt mit sich reden!

Die Bevölkerung von Sierra-Leone ist überaus bunt; von 1830 bis 1848 bestand sie vorzugsweise aus den durch französische und englische Kreuzer den Sklavenhändlern abgejagten Negern, die nach Sierra-Leone gebracht und hier als frei erklärt wurden; man gab ihnen Land zum Anbau; Frankreich und England verbürgten ihnen schließlich ihre Unabhängigkeit und verschafften ihnen die Mittel und Wege zur Civilisation. Viele von ihnen starben auf den sie transportierenden Kriegsschiffen. Andere erlagen in den ersten Wochen nach ihrer Landung, und es wird viel sein, wenn man ihre Zahl gegenwärtig auf 50 000 schätzt. Aber aus ihnen werden fast ausschließlich die Beamten gewählt, welche das Tribunal bilden; in ihren Händen ruht die Presse; denn in Free-Town gibt's eine Zeitung, und zwar eine in englischer Sprache gedruckte. Möglich, daß sie inzwischen eingegangen ist, denn als ich in Free-Town war, vegetierte sie nur.

Es ist schwer zu sagen, welche bösen Regungen das Gemüt der meisten dieser freigelassenen Neger gegen die Europäer, denen sie alles schulden, erfüllen. Wehe demjenigen, welcher sich vergißt, einen dieser schwarzen Bürger zu schlagen, selbst wenn er durch denselben beleidigt worden ist! Er wird vors Gericht gestellt; mittelst der Waffen, die man ihnen in die Hände gespielt, verurteilen sie ihn aufs strengste, und ihre Advokaten — sie haben deren! — schmähen solch einen armen Teufel auf die unverblümteste Weise. Sie sehen lächerlich aus, wenn sie in ihrem nach europäischem Schnitte gefertigten Fracke,

mit dem Regenschirm ihren schwarzen Wollkopf schützend, in kleinen gebrechlichen Wägen gespreizt entlang fahren, von einem oder zwei jungen Negern, ihren Brüdern, gezogen, auf die sie mit Verachtung herabblicken und die sie nicht als Sklaven, sondern als Lasttiere behandeln. Es giebt keinen häßlicheren Anblick!

Die wirklichen Eingeborenen Sierra Leone's und seiner Umgebung dagegen sind oft, trotz ihres wilden Äußern, in intellektueller und moralischer Hinsicht weit besser ausgestattet als die Freigelassenen. Manche unter ihnen, die Aku, Egbo &c., treiben Industrie und Ackerbau. Wenn sie nach Free-Town kommen, zeigen sie eine furchtsame Miene: das ist einer ihrer charakteristischen Züge; im Kriege dagegen zeichnen sie sich aus durch ihre Grausamkeit. Die Timanis dagegen sind lebhaft, intelligent und sehr loyal. Obgleich Fetischisten, sind sie doch beschnitten; überhaupt wird die Beschneidung bei der größern Zahl der afrikanischen Völkerschaften geübt.

Dann kommen die Völkerstämme, welche die Landschaften Bulama und Sherboro oder Shabras bevölkern, die erst jüngst der Kolonie einverleibt wurden und deren Bewohner einen regen Handel mit den Europäern treiben: sie sind saubere, wackere Gesellen, die nicht grausamen Sinnes sind und sich durch Mut und guten Willen auszeichnen.

Die Märkte von Sierra Leone werden auch von den Korsors und Susus besucht, einer schönen Menschenrasse, sie sind dem Fetischglauben ergeben und man darf ihnen niemals über den Weg trauen. Ihre Weiber huldigen Bräuchen von einer unglaublichen Wildheit. Sie wohnen im Norden, angesichts der Insel Los.

Sierra Leone läßt sich in drei Gruppen teilen: die Städte der Küste, York, Kent und die Bananeninsel, deren Bewohner sehr arm sind und nur schwachen Handel treiben; die Städte am Flusse: Hasting, Wellington und Kissy, welche den stärksten und für die Europäer wichtigsten Handel treiben; endlich die Bergstädte: Gloster, Leicester, Regent, Charlotte und Wilberforce, in denen der Ackerbau vorherrscht.

Die kleine Stadt Balama, die von schwarzen Portugiesen (Manjagoës genannt) bevölkert ist, liefert der Kolonie gute Arbeiter. Die Manjagoës sind von kleinem Wuchse, aber vortreffliche Seeleute.

Der Handel Sierra Leone's besteht vornehmlich in Palmöl, dessen größerer Teil auf dem Rokelle-Flusse hierher geschafft wird. An der Küste ist es das Hauptcentrum für diesen Artikel. Im Innern behauptet Porto-Logo diesen Rang. Goldstaub und verarbeitetes Gold kommen ebenfalls nach Sierra Leone, aber in nur geringen Mengen, und zwar durch Fulahs und Mandingos; Stoffe, Kattune, Glasperlen, Hausgerätschaften, Steinschloßgewehre sind auch hier die Objekte des regen Tauschhandels.

Die Rokelle ist ein großer Fluß, welcher in nord-nordöstlicher Richtung nach Futa-Djalon führt; man darf sogar annehmen, daß er mit dem Niger in Verbindung steht. Leider ist der Weg dorthin verschlossen infolge der Feindseligkeit der Sulimans, welche über eine zahlreiche, wohlgeübte Streitmacht verfügen und diese Straße den Europäern um keinen Preis freigeben wollen. Sie befinden sich übrigens selbst in fortwährendem Kriege mit den Kurankos, deren wichtigste Städte, Kamala und Zima, die erste am linken, die andere am rechten Ufer des Rokelleflusses, aber weiter nördlich gelegen sind.

Bei diesen fetischanbetenden Völkerschaften gleicht der Glaubens-Eifer dem Fanatismus der Muselmänner; die Priester üben bei ihnen den größten Einfluß und feiern das Ceremoniell ihres Kultus in den verschiedenen Lebensphasen: bei der Geburt, der Verheiratung und beim Tode. Es ist hier übrigens schon ein Fortschritt über den rohen Fetischdienst zu bemerken: gewisse religiöse Bünde vereinigen die Glaubenseifrigen und schaffen ihnen das Mittel, sich des muselmanischen Proselytismus und der Anstrengungen des Christentums zu erwehren. Die Mitglieder dieser Bünde nennen sich pourrahs, ihre Macht erstreckt sich bis ins Herz von Afrika.

Man könnte ein ganzes Buch über Sierra Leone und seine bizarre Bevölkerung schreiben, über dies echte Mosaïk, wo die

Sitten, Religionen, Bräuche der verschiedensten Völker aufeinander platzen; über die Arbeiten, welche die Weißen dort vollbracht haben; über die Missionen und Schulen, welche durch sie errichtet wurden und gedeihen, deren Thätigkeit sich sogar schon in der Ferne bemerken läßt. Wenn ein großer Teil der Freigelassenen nur wenig oder nichts von den Wohlthaten der Civilisation profitiert, so bildet das im Grunde doch eine Ausnahme von der Regel; und da es ihnen im allgemeinen gelingt, sich eine alles Ernstes beneidete Lage zu schaffen, so ist die Hoffnung berechtigt, daß ihr Beispiel früher oder später von der Mehrheit ihrer Landsleute nachgeahmt wird. Aus Sierra Leone gehen die schwarzen Missionäre hervor, welche zu ihren barbarischen Brüdern nach dem Innern ziehen, um ihnen das Evangelium zu predigen; in Sierra Leone findet man auch Eingeborene, welche der englischen Sprache mächtig sind, den europäischen Handel, das europäische Rechnungs- und Zahlungswesen beherrschen und sehr wohl befähigt sind, die Handelskontore im Innern zu leiten. Wenn man eine Kette von Handelsfaktoreien nach dem Innern Afrika's zu errichten hätte, an den Ufern des Nigers oder einem andern Orte, dessen ungesundes Klima die Installierung von Weißen verhinderte, dann würde man in Sierra Leone die zu ihrer Verwaltung befähigten Neger zu rekrutieren haben.

Der »Corisco« aber läßt einen Kanonenschuß erschallen: in einer Stunde wird er die Anker lichten. Ich kehre hurtig um, von meinem Freunde Vicaise begleitet, welcher es sich nicht nehmen läßt, mich an Bord zu führen. Ich scheide mit Bedauern von ihm. Wir haben auf dem Boden Afrikas nicht viel solche Männer wie ihn!

Bald verlassen wir die tiefe Bucht, wo die Schiffe vom stärksten Tonnengehalt ohne Furcht vor Anker gehen können, und während uns die Wellen hinaustragen ins offene Meer, lange ich mein Notizbuch heraus und schreibe die Eindrücke nieder, die mir soeben geworden sind.

Wir passieren zunächst die Insel Sherboro, dann die Gallinasinseln, ein alter Schlupfwinkel der Sklavenjäger, wo

der Malagese Don Pedro Blanco so lange Zeit hindurch sein lukratives und schmachvolles Gewerbe trieb. Die Geschichte dieses Menschenverkäufers ist ein wirklicher Roman, strotzend von Scheußlichkeiten, Grausamkeiten, Szenen der Völlerei und der Verzweiflung. Jenseits der Gallinasinseln entrollt uns Kap Monte sein Wald-Panorama. Hier beginnt die Pfefferküste und die Landstrecke, welche das Ufer dort bedeckt, ist die kleine Republik Liberia, die im Jahre 1822 durch freigelassene Negersklaven von Amerika aus errichtet wurde. Wir werfen in einer sehr schönen, vom Kap Mesurado beherrschten Bucht Anker, an dessen Fuße, an dem gleichnamigen Flusse, die Hauptstadt Monrovia erbaut ist. Ein wenig weiter nördlich fließt der St. Paulsfluß, der im Nordosten, in den Kapgebirgen entspringt.

Sie hat schon ihre Geschichte, diese kleine Republik, die nicht allein in ihren Einrichtungen sich an die große Republik jenseits des Ozeans anzulehnen versucht hat, sondern sogar einen ihrer Sterne für ihr Wappen entlehnte. Wieviel Kämpfe hat sie nicht ausfechten müssen gegen ihre Nachbarn, die das Kap Monte und das Land östlich von den Gallinas bewohnen! Zum Glück hatte sie die Gaulas zu Bundesgenossen, welche ihr Gebiet an sie abtraten, und sie säumte nicht, sich bald durch käufliche, bald durch gewaltsame Erwerbung von Landstrecken zu vergrößern.

Ihre Haupt-Ausfuhrartikel sind Kaffee und Zuckerrohr. Ihr Kaffee ist vorzüglich und besitzt ein sehr feines Aroma; er kostet ungefähr einen Schilling das Pfund. Die Mehrzahl der Handelshäuser Monrovia's ist im Besitze der Deutschen oder Niederländer. Die Republik wird von einem farbigen Präsidenten geleitet, welcher als sehr mild und klug im Rufe steht. Ihr Klima ist verhältnismäßig gesund. Sie hat die besten Bedingungen für ein kräftiges Gedeihen; und man muß sich wundern, daß ihr Handel und ihre Civilisation in so langsamem Fortschreiten begriffen sind.

Monrovia exportiert nicht viel Palmöl. Aber Groß-Bassam, welches wir bald berühren, erzeugt dies Öl in Mengen, und die Gegend, um die hier höchst zahlreichen Faktoreien ist

dicht mit prächtigen Palmbäumen bestanden. Unser Schiff legt sehr oft bei ihnen an. Jedesmal bedeckt sich das Gestade mit Negern, die ihre Pirogen ins Wasser lassen, mit Palmölfässern belasten und unter kräftiger Führung ihrer Pagaien auf uns zusteuern. Um sich Mut zu machen, stoßen sie ein kreischendes Geschrei aus oder ahmen das Geräusch nach, welches die Dampfmaschine eines Steamers beim Zurückstoppen verursacht. Aus Groß-Bassam werden auch kleine Mengen Kaffee und Farbholz ausgeführt. Der Wert des letztern beträgt etwa einunddreißig Pfund pro englische Tonne (750 Francs für 2240 Liter).

Wenn man mir nicht schon zuvor von der Kruküste erzählt hätte, so würde ich bei meiner Ankunft in Grand-Cès geglaubt haben, daß der »Corisco« durch die Neger gekapert werden sollte. Denn kaum hatten wir gestoppt, als eine Unzahl von Pirogen uns umringte und mehr als zweihundert Schwarze unter Geschrei und lebhaften Gebärden sich auf die Schiffsbrücke schwangen. Auf das Geschrei folgt Streit; auf den Streit folgen Schläge; die Kämpfenden werfen sich ins Meer oder werden hinein geworfen und suchen mit Eile ihre Kähne wieder auf. Die Anderen bestürmen den Kapitän, die Offiziere, die Matrosen, alle auf einmal, und helfen sich mit Gestikulationen, wenn der knappe Vorrat von englischen Worten, den sie sich angeeignet haben, ihnen nicht rasch genug in den Sinn und auf die Lippen kommt. Sie tragen weder Waffen noch Kleidung. Es sind die croumen oder Krus, wackere arbeitsame Bursche, welche ihre Dienste anbieten und Beschäftigung begehren, gleichviel ob an Bord des Schiffes oder auf den europäischen Faktoreien an der Küste. In der Regel nimmt jedes Schiff eine Ladung von Krunegern auf, die dann unter die Führung eines aus ihrer Mitte gewählten sogenannten headman tritt. Man verwendet die Kru-Leute zu allen schweren Arbeiten, an deren Ausführung die europäischen Matrosen durch die Hitze und das ungesunde Klima behindert werden. Von der Kruküste ab muß sich der Europäer in der That sehr in Acht nehmen; außerdem macht der starke Handel, welcher an diesem Teile der Küste, zwischen den zahlreichen Faktoreien und dem Innenlande herrscht,

sehr viel Arbeitskräfte notwendig. Man versorgt sich mit ihnen, indem man der europäischen Schiffsbemannung eine solche von Krunegern zugesellt.

Es wäre ein Irrtum, wenn man glauben wollte, daß die Kruneger sämtlich Sklaven seien. Es giebt deren unter ihnen, aber die an der Küste lebenden sind frei: die breite tiefblaue, durch Tättowierung hervorgebrachte Linie, welche von ihrer Stirne zur Nasenspitze herabläuft, ist das Zeichen ihrer Unabhängigkeit. Sie verheuern sich freiwillig, als Jahresarbeiter.

Dem mir gegebenen Rate zufolge machte ich mich daran, eine Schar aus den schwarzen Burschen auszuwählen. Im Nu hatten sich mehr als hundert derselben auf mich gestürzt, sobald sie mich mit einem Notizbuch in der Hand meine Arbeit hatten beginnen sehen. Aber sobald sie wußten, daß es sich an Stelle einer Verdingung auf eine Handelsfaktorei um eine Forschungsreise handelte, lichteten sich ihre Reihen bald, umso geschwinder als ich ihnen bekannt gab, daß mein Unternehmen mit Gefahren verknüpft sei, daß es Energie und Mut erfordere, daß es meine Absicht sei, soweit als möglich in das Innere des Landes vorzudringen. Trotzdem wurde ich mit einem Dutzend handfester Burschen handelseinig. Ich brachte sie im Vorderdeck des Schiffes unter und übergab jedem von ihnen einen Remington-Karabiner, um sie mit der Waffe vertraut zu machen. Bald standen sie mit den Matrosen auf dem freundschaftlichsten Fuße, und während der ganzen Fahrt erhielt ich keinen Anlaß, mich über ihre Aufführung zu beklagen.

Der ganze Teil der Küste in der Nachbarschaft des Kap Palmas ist sehr gefahrvoll. Hier und dort ragen bei niedrigem Ebbestand Felsspitzen über die Wasserfläche, und ohne daß man es gewahr wird, sind die Schiffe auf Sandbänke getrieben. An der Spitze des Kaps sehen wir das Wrack eines Steamers, der 1873 an die Küste geworfen ward, es ist die »Europa«, eines der schönsten Schiffe einer englischen Gesellschaft, welches den Dienst zwischen Liverpool und der Westküste versah. Man hat es wiederholt versucht, das Schiff wieder flott zu machen; aber immer vergebens. Die Ladung wurde gerettet, aber seit einem

Jahrzehnt ragt der Schiffskörper mit seinen Breitseiten aus dem Wasser, tiefer und tiefer sinkend in dem sickern Sandboden der Küste, und reckt die großen Masten gleich den Armen eines im letzten Kampfe Liegenden durch die sich über ihm schließenden Wellen in die Luft hinauf.

Vom Kap Palmas ab wird das Küstenland hügelig und waldig, und zwar landeinwärts soweit der Blick reicht. Wir haben die Pfefferküste erreicht (sogenannt wegen des großen Umsatzes, welcher hier mit rotem Pfeffer gemacht wurde); das Wald- und Hügelland, welches wir erblicken, ist das Land der Grebos oder Glebos, eines mit den Krus in gewisser Ähnlichkeit stehenden Negerstammes.

Wir steuern dann an den Landschaften Amatifu und Fanfi vorbei, die an der Goldküste liegen, und an Dahome hin, das ich erst auf der Heimfahrt besuchte. Da wir keine Veranlassung zum Anlegen haben, fahren wir an Groß-Bassam und Assini (wo Goldstaub verhandelt wird), am Dreispitzenkap, dem Fort Elmina, an Cape-Coast-Castle (dem Kriegsdepot gegen die Aschanti), an Winnebah, Akkra, Adda-Foah, Yellow-Coffee (wo Lebensmittel eingenommen werden), Weidah, Groß- und Klein-Povo, Porto-Seguro, an der Dahome-Küste, endlich an Lagos vorbei, wo man zum letzten male europäischen Bauten begegnet.

Am 28. Juni, nachdem wir an der breiten Mündung der Nun, des Hauptarmes des Niger, am Rio-San-Nicolas und am Neukalabar vorüber gefahren sind, steuern wir in den Bonny-Fluß hinein, wo der »Corisco« Halt macht. Ich verlasse ihn mit meinem Dutzend Krus und meinem Gepäck und bin von Stunde an auf meine eigene Kraft angewiesen.

V.

Über die ganze Ausdehnung des Nigerdeltas hin wohnen die europäischen Handelsleute, statt auf dem höchst ungesunden Lande, auf sogenannten Hulks, an den Flußmündungen verankerten alten Handelsschiffen. Dieselben sind so eingerichtet, daß sie gleichzeitig als Wohn- nnd Lagerraum dienen. Der Vorderraum wird für die Wohnung benutzt, der Hinterraum ist mit einem Zink- oder Segeldach bedeckt und dient bisweilen auch als Werkplatz für die Bereitung des Palmöls, welches die Eingeborenen in ihren Pirogen hierher schaffen und gegen europäische Erzeugnisse austauschen. Mit einem Worte: der Kaufmann lebt hier auf dem Wasser, verrichtet auf ihm seine Geschäfte und geht nur selten, d. h. wenn er unbedingt dazu gezwungen ist, ans Land.

Bonny war lange Zeit hindurch der Lieblingsplatz der Sklavenhändler, welche hier ihre Ladungen »Ebenholz«, wie der Handelsausdruck für ihre lebendige Waare lautete, einnahmen. Ehemals waren die Bewohner dieser Gegenden Anthropophagen; man braucht auch heute noch nicht weit von der Küste nach innen zu gehen, um auf Stämme zu stoßen, denen Menschenfleisch eine erwünschte Nahrung bildet. Der jetzige König von Bonny, Georges Peppel, ist in England erzogen worden. Er kleidet sich auf europäische Art, treibt einen flotten Handel mit Palmöl und benützt zu diesem Zweck einen kleinen Steamer, den ihm die Engländer zum Geschenk gemacht haben. Die Einwohner haben wenig Ähnlichkeit mit ihrem König. Sie sind wild und heidnisch geblieben und auch ihre Häuptlinge haben nur einen blassen Schimmer von Civilisation angenommen. In

Wirklichkeit ist Georges Peppel auch mehr nur ein englischer Beamter als ein König; indes hat solch ein subalterner Fürst über sein Volk fast mehr Einfluß und Macht als ein wirklicher König. Die Bewohner von Bonny gehen splitternackt; die Weiber tragen erst nach der Verheiratung eine Art Schurz um die Hüften. Die Negerstadt ist ungesund, von pestilentialisch duftenden Sümpfen umgeben; die kotigen, von Schmutz starrenden Straßen sind mit Geschützen jedes Kalibers förmlich besäet, denen aber die Laffetten fehlen. Diese großen Kinder sind ungeheuer stolz auf diese Dinger, obgleich es ihnen unmöglich ist, Gebrauch davon zu machen; denn es sind sämtlich Feldstücke, welche die Engländer außer Dienst gesetzt und an die Neger verkauft haben, um die Lust derselben zum Soldatenspielen zu befriedigen.

Im Mittelpunkte der Stadt erhebt sich ein Tempel: eine Art Käfig aus Flechtwerk, in welchem Schädel, Skelette, Holzgötzen, Elefantenköpfe, getrocknete Schlangen, alles Fetische, zu denen die Bevölkerung inbrünstig betet, aufgestapelt sind.

Ju-Ju-Town, eine auf der andern Seite des Flusses gelegene Örtlichkeit, wo die Priester dieses götzendienerischen Kultus ihre Wohnsitze haben, bildet eine Art von Wall gegen den civilisatorischen Einbruch der christlichen Europäer.

Die Münze in Bonny ist eine Art kleinen bronzenen Gußeisens, das manilla genannt wird, 2 cm dick ist und 25 Centimes wertet. Es kursieren auch Kaurimuscheln (cyprea moneta), oft kurdis genannt, hier wie im ganzen Nigerbecken und im zentralen Afrika als Geld.

Die Eingeborenen Bonnys nennen ihr Land Okoloma. Ihre Iboer Nachbarn nennen es Okoloba, Obani und Ibani; die Aboh-Leute dagegen Osiminuku. Dem Anschein nach wurde Bonny durch Sklaven aus Ibo bevölkert. Indessen sprechen seine jetzigen Bewohner einen eigenen Dialekt, den man auch von den Eingeborenen des Neu-Kalabar, des Grenzgebietes von Bonny, sprechen hört.

Ungeachtet aber der Vorsicht, mit welcher der Europäer sich wappnet und, statt an den ungesunden Ufern, auf den Hulks

kampiert, unterliegen die weißen Händler Bonnys gar oft den tödlichen Einflüssen des Klimas. Wenn der aus dem Innern kommende Wind die Ausdünstungen, mit denen die Luft angefüllt ist, an die Flußmündung hinauf führt, packt den widerstandsfähigsten Europäer eine unsägliche Übelkeit, und wenn nicht täglich bei Rücktritt der Ebbe die Seebrise die Miasmen, die er atmen muß, wegfegte und seine Lungen erfrischte, könnte kein einziger Weißer diesem mörderischen Klima widerstehen. Die Eingeborenen nennen das hier oft auftretende gelbe Fieber in ihrer Sprache die »weiße Ernte«, und sie haben nur zu sehr Recht! Es zeigt sich an durch starkes Hüftweh, durch ein Erlahmen aller Fähigkeiten, dann stellt sich ein Erbrechen weißen und grünlichen Schleimes ein, auf welches eine völlige Abgeschlagenheit folgt. Dann wird der zum Ausbrechen kommende Schleim schwarz, und das ist das Zeichen des nahen Todes. Binnen wenigen Stunden ist der Kranke nur ein Kadaver noch, und wenn das Leben aus ihm gewichen ist, wird der Leichnam, dessen Zersetzung rasch vor sich geht, gelb und dann schwarz. Nur sehr selten gesundet ein am perniziösen Fieber Erkrankter: treten die Symptome in der hier geschilderten Weise auf, so geht's zum Ende. Und lachend sehen die Schwarzen uns Europäer sterben. Ihre Götzen, so behaupten sie, leiden nicht, daß der weiße Mann sich in Afrika festsetzt, und wohl oder übel muß jeder Weiße, der ihnen trotzt, sein Leben lassen.

Die Bonnyleute versichern mich, daß es nicht möglich ist, den Niger auf ihrem Flusse zu erreichen. Dagegen könnte ich über die Creeks von Braß zu ihm gelangen. Ich entschließe mich für den letzteren Weg. Aber zuvor mache ich nach Opobo einen Abstecher, wo ich den König Ja-Ja sah, der einer der den Europäern am freundlichsten gesinnten eingeborenen Fürsten ist. Er hat in seiner Hauptstadt ein ausschließlich für die ihn besuchenden weißen Männer bestimmtes Haus bauen lassen. Als großer Palmölhändler, als reicher, mächtiger, von seinen Nachbarn gefürchteter und geachteter Häuptling leistet er dem Handel und der Civilisation wirkliche Dienste.

Sobald ich in Braß angekommen war, ergriff ich meine

Maßregeln, um den Niger in einem durch mein Dutzend Kruleute bemannten Boote, das auch mein Gepäck und meinen Proviant aufnahm, zu erreichen. Meine erste Sorge war, mir einen Führer zu verschaffen. Nur der König der Braßleute konnte mir einen solchen übergeben, und zu diesem Zweck ließ ich denselben auf die Faktorei des Herrn Soncke rufen, dessen Gastfreundschaft ich genoß. Er kam dort bald in großem Pomp, in einer von dreißig Negern geruderten Piroge an, deren Kiel mit einen großen, vielfarbigen Wimpel geschmückt war. Nach dem Austausch der üblichen Begrüßungen, und nachdem ich der schwarzen Majestät, um mir gute Aufnahme zu verschaffen, verschiedene Geschenke überreicht hatte, bat ich ihn um einen Führer, welcher mich durch die Creeks von Braß nach dem Niger führen sollte. Als er meine Worte vernahm, glaubte er zuerst das Ziel eines schlechten Spaßes zu sein. Da ich auf meiner Bitte bestand, ward er verwirrt und fing sogar zu zittern an. Endlich, nachdem er sah, daß ich ihn ohne Antwort nicht weglassen wollte, schrie er, daß ich eine unmögliche Forderung an ihn stellte. Ich wurde ärgerlich, er blieb hartnäckig; ich geriet in Zorn, bedrohte ihn . . .

„Du kannst mich totschlagen“, meinte er, „meine Stadt ausplündern, mein Volk ausrotten. Der weiße Mann ist stark, ich weiß es wohl; aber ich will alles lieber ertragen als die Forderung erfüllen. Wenn ich Dir heute einen Führer gebe, werden mir morgen die Leute vom untern Niger den Krieg erklären und ganz sicher würde ich meine unverzeihliche Dummheit mit meinem Kopfe zu büßen haben.“

Einem solchen, in der Furcht begründeten Starrsinn gegenüber blieb mir keine Hoffnung. Die Feigheit meines schwarzen Monarchen verwünschend, schlug ich es mir aus dem Sinne, einen Führer zu erhalten. Trotzdem entschloß ich mich, im Vertrauen auf den Mut meiner Kruleute und die Treue meiner Bussole, zur Abreise.

Herr Soncke verhehlte mir seine Unruhe nicht.

„Ich weiß, daß die Neger in zweiunddreißig Stunden durch die Creeks den Niger erreichen. Machen Sie hiernach Ihren

Plan! Wenn Sie in zwei Tagen nicht am Ziele sind, dann haben Sie sich verirrt, und dann . . . "

„Danke, lieber Freund," versetzte ich, „danke Ihnen und leben Sie wohl!"

„Sie wollen ein so tollkühnes Unternehmen doch ausführen und nach Akassa aufbrechen?"

„Ja! denn ich bin nicht aus so weiter Ferne hierher gekommen, um jetzt zurückzuweichen. Ich bin übrigens gesonnen, diese Creeks ein wenig zu studieren. Adieu, mein lieber Soncke!"

Auf ein Zeichen meiner Hand legten die Ruderer aus, und der Kahn schoß in einen der zahlreichen Arme, welche das Sumpfland von Braß nach Nimbe durchziehen.

Nichts vermöchte die finstere Trauer dieser Creeks des Nigerdelta zu schildern. Die knochigen Wurzeln der Mangrovebäume tauchen in das Wasser nieder gleich den Füßen von ungeheuren Spinnen. Kein Vogelruf wird vernehmbar, keine Blume, kein Grashalm sichtbar. Es ist ein Sumpflabyrinth, das mit Sumpfpflanzen oder richtiger Sumpfbäumen eingefaßt ist, welche auf einem Schlammtümpel wachsen, wohin man den Fuß nicht zu setzen wagen darf, ohne die Gefahr, unter die Oberfläche zu sinken. Der Creek, in welchen ich eingelaufen bin, ist sehr breit; die Richtung, in welcher er sich erstreckt, ist gut: mein Kompaß zeigt auf Nordnordwest; wenn der Creek diese Richtung beibehält, so denke ich, morgen am Niger zu sein.

Als die Nacht hereinbrach, hielten wir an. So gut oder schlecht es ging, legte ich mich auf dem Hinterbug der Piroge zurecht und hüllte mich in meinen Mantel. Ich versuche zu schlafen. Ich habe ein dringendes Bedürfnis dazu. Aber ich schloß kein Auge. Die Moskitos, welche tagsüber schon eine grausame Plage für mich gewesen waren, fallen jetzt, wo der Kahn vor Anker liegt, heißhungrig, blutgierig über mich her. Es sind nicht unsere großen europäischen Mücken, auch nicht die Moskitos vom Senegal, dessen Surren das Übel, mit welchem sie einen bedrohen, vorherkündet und vor denen man sich durch eine energische Ventilation oder ein dichtes Moskitonetz zu schützen vermag. Die Moskitos am Niger, die »Sandfliegen«

(wie sie von den Negern hier genannt werden), sind fast unsichtbar, kommen unhörbar und schlüpfen zwischen den Maschen des feinsten Musselins durch; sie sind schwarz und ihr Stich ist so giftig, daß er eine unmittelbare Geschwulst hervorruft. Hundertweise überfielen sie mich. Am Gesicht und an den Händen zerstochen, bestrafe ich vergebens ihre Kühnheit. Sogleich kommen hundert andere an ihre Stelle und trotzen meiner Wut. Die ganze Nacht hindurch kämpfte ich gegen diese unsichtbaren Scharen, die ohne Aufhören sich neu rekrutierten. Ich geriet in Raserei. Die Anstrengung, der Schmerz, der Ärger jagten mich in Fieber. Ich zerkratzte mir Gesicht und Hände, denn das Gift dieser verwünschten Insekten verursachte mir unerträgliche Schmerzen.

Welch eine Nacht! und welch ein Morgen folgte auf sie! ...

Eine finstere, feuchte Frühdämmerung gleitet zwischen die kahlen Zweige der Mangroven und bleicht allmählich die Wasserfurche, auf welcher wir ankern; kein Vogelsang begrüßt die Morgenröte, kein Schrei eines wilden Tieres ... die unheimliche Stille einer ertränkten Natur umgiebt uns!

„An die Ruder, Jungens!“ rufe ich meinen Schwarzen zu. „Bald werden wir den schönen Niger erreicht haben!“

Die Kruleute greifen wieder zu den Rudern und unter ihrer kräftigen Hantierung setzt das Kanoe seine Fahrt fort. Soweit als thunlich versuche ich der breitesten Wasserader zu folgen; aber die Spaltungen mehren sich und bilden bald ein unentwirrbares Durcheinander. Die Nadel meines Kompasses schwankt auffallend; oft dreht sie sich im Lauf einer halben Stunde mindestens einmal um sich herum und zeigt mir deutlich das Zickzack, in welchem ich mich bewege.

Die Nacht bricht abermals herein, und noch immer haben wir das Labyrinth nicht verlassen!

Ich verbarg meine Unruhe vor meinen Krunegern und teilte meinen Proviant mit ihnen. Bald waren sie eingeschlafen; denn die Moskitos, wie ich schon gesagt habe, machen sich nicht gern an die Neger, vielleicht ist ihre Haut zu hart, vielleicht auch vertragen sie die Ausdünstungen eines Negerkörpers nicht.

Statt der Neger war ich das Ziel ihrer unerbittlichen Feindschaft; ich verbrachte noch eine schlimmere Nacht als es die erste war. Ihre Stiche waren so scharf, so brennend, daß ich bisweilen, auf die Gefahr hin zu ersticken, den Kopf mit einem dicken Tuch umhüllte, um wenigstens auf Minuten den unsäglichen Qualen zu entgehen, die ich mein Lebtag nicht vergessen werde.

Und ich blieb wach, kein ruhiger Schlaf kam über mich; ich lauschte dieser Todesruhe, die nur selten durch das Knacken der Zweige gestört wurde, zwischen denen irgend eine gewaltige Schlange hindurchkroch.

Am nächsten Morgen schlug ich eine direkt westliche Richtung ein, ohne mich um die breiteren Wasseradern zu bekümmern. Anfangs ging alles nach Wunsch. Aber bald verengerte sich der Creek und eine undurchdringliche Barre von Mangrove- und anderen Wurzelbäumen verlegte uns den Weg. Wir waren in eine Sackgasse geraten und mußten zurückfahren. Fünfmal wiederholte sich das nämliche Mißgeschick. Die Nacht überraschte uns abermals, ohne daß es uns gelungen war, die Hauptwasserader wieder zu finden, die wir höchst unklugerweise verlassen hatten.

„Wenn Sie den Niger nicht nach Verlauf von zwei Tagen erreicht haben, so nehmen Sie sich in Acht! Sie werden sich in ein unentwirrbares Netz von Creeks verlaufen haben. Denken Sie dann nur noch daran, daß der Tod auf Sie lauert.“

Während der ganzen Nacht, der schrecklichsten, die ich auf dieser ganzen Fahrt verlebt, klangen mir diese unheimlichen Worte, die ich bei meiner Abfahrt von Braß gehört hatte, gleich einem unheimlichen Grabgesang in die Ohren.

Als der Tag kam, glaubte ich die Wahrnehmung zu machen, daß meine Kruleute unsere Lage errieten. Entmutigung schien sich ihrer zu bemächtigen. Ich versuchte ihre Energie durch freundliche Worte zu beleben; den ganzen Tag glitt das Kanoe über diese einsamen Wässer, ohne daß uns irgend ein Zeichen wurde, daß wir uns dem Ziele näherten. Die Nacht brach herein, und wieder ankerten wir in einer vollständigen Unkenntnis unserer Lage.

War uns etwa wirklich der Tod hier beschieden? Unsere Lebensmittel gingen auf die Neige. Heute nahmen wir schon zu den Konserven unsere Zuflucht. Das Fleisch war verzehrt; kein Tropfen Wein mehr vorhanden, kein Brot, kein Gemüse, keine Früchte mehr. Und am weiten Horizont weder ein Dorf, noch eine Hütte, noch eine menschliche Spur! Ich wünschte sehnlichst die Begegnung mit einer Negerschar herbei, und wenn sie mir auch kriegerisch entgegentrat! Dieses absolute Nichts meiner Umgebung beraubte mich meines Denkvermögens.

Die Nacht war fürchterlich. Diese ewigen Creeks standen in Ähnlichkeit zu der Hölle Dante's. Eine unsichtbare Hand schrieb vor meinen Augen jenen Spruch der Verbannten: lasciate ogni speranza, sen chi entrate!

Auch der vierte Tag brachte uns keine Änderung. Wir hatten uns vollständig verirrt.

Plötzlich, es war um vier Uhr nachmittags, hörten die Kruneger, ohne den Befehl von mir erhalten zu haben, mit Rudern auf. Stumpfsinnig, schweigsam schienen sie von der tiefsten Entmutigung ergriffen zu sein.

„An die Arbeit, Jungens!" rief ich sie an; „noch ein klein wenig Mut! noch eine letzte Anstrengung! Wollt Ihr darauf verzichten, eure schöne Heimat wiederzusehen? eure Palmenwälder, den weißen Sand eurer Gestade? Wollt ihr hier umkommen gleich schwachen Weibern? Mut, Mut! Das feste Land ist uns nahe; wir werden dort Ochsen finden, Hammel, Palmwein und Goldbananen! Der Niger ist nicht mehr weit! Mut, ihr kräftigen Jungens von der Kruküste! Mut! und rudert weiter!"

Ich griff selbst nach einem Ruder. Angespornt durch mein Beispiel, ruderten sie weiter bis zum Abend. Aber, ach! das versprochene Land floh, floh unaufhörlich!

Gegen die Mitte des fünften Tages, eine Stunde nach Mittag, verbreiterte sich der Creek, in welchem wir ruderten, plötzlich zusehends.

„Wir steuern auf unser Ziel los," rief ich den Schwarzen zu. „Ums Himmelswillen, noch eine Anstrengung!"

Und in der That feuerte diese Aussicht ihren Eifer an; sie ruderten wacker, nicht bloß bis zum Abend, sondern auch einen Teil der Nacht hindurch; denn die Breite des Wasserlaufes und das helle Mondlicht gestatteten uns ein rasches Vorwärtsdringen; wir brauchten nicht zu befürchten, in irgend ein Mangrovendickicht zu geraten.

Ich selbst besaß die Zuversicht durchaus nicht, welche ich meinen Kru-Negern einzuflößen suchte. Mein Kompaß, dessen Nadel ich nicht aus den Augen ließ, zeigte hartnäckig nach Süden, während, wenn der Creek uns wirklich zum Niger führen sollte, seine Richtung eine durchaus nördliche hätte sein müssen. Auch die Breite des Wasserlaufes ließ mich nicht ohne Unruhe; das sah gar nicht so aus, wie der Zufluß eines Stromes. Hier und da machte sich eine gewisse Strömung bemerklich. Es war, als ob wir uns in einem zum Meere abbiegenden Flußarme befanden! Ich kostete mehrmals im Laufe des Tages das Wasser: es war brackig; befanden wir uns wirklich in der Nähe des Nigers, auf der Höhe von Approprama, Horse-Shoe-Binck oder Point-Nicolle, dann würde von Ebbe und Flut nichts zu bemerken gewesen sein. Mir schien es ganz sicher zu sein, daß dieser Creek uns zum Ozean führte. Aber an welchen Punkt desselben? und wann werden wir dort ankommen? Das Süßwasser droht auf die Neige zu gehen; nur ein paar Liter von ihm sind noch da, und wir sind dreizehn Mann! ... Morgen werden die Neger den Rest mit einem Zuge vertilgen, und was soll werden, wenn uns das Wasser fehlt? ... Auf alle Gefahr hin füllte ich zwei Flaschen mit Wasser und verbarg sie neben mir.

Am folgenden Morgen tranken meine Neger wirklich den Rest aus und füllten die Flaschen, wie gewöhnlich, mit dem Wasser des Creeks, ohne sich darum zu kümmern, daß es salzig war. Was konnte es helfen, sie aufzuklären? Ich wußte, wie groß ihre Verzweiflung sein würde, wenn sie erfuhren, daß wir kein Süßwasser mehr hatten. Ich wußte, daß von ihrer Verzweiflung, ihrer Wut angesichts unserer Bedrängnis das Schlimmste zu befürchten stand. Dieser Augenblick mußte früh

genug kommen . . . und bevor einer von ihnen Durst bekam, werden wir vielleicht das Festland, oder einen Negerkahn erreicht haben, wo wir Wasser oder den Nachweis, wo solches zu finden, erhalten können.

Gegen zehn Uhr morgens wollte der jüngste braune Ruderer — Four-Feet (Vierfuß) war sein Name — einen erfrischenden Trunk zu sich nehmen. Kaum hatte er das Wasser in den Mund gebracht, als er es kräftig wieder ausspie und rief:

„Salzwasser! Salzwasser!"

Im selben Augenblick hielt die Piroge in ihrer Fahrt inne, und sämtliche Ruderer beugten sich über den Rand, schöpften mit der hohlen Hand Wasser herauf und führten es an die Lippen. Schweigsam, finster, verzweifelnd, drohend schauten sie mich an.

„O Meister!" rief Four-Feet; „Du hast uns hierher geführt, um uns verdursten zu lassen!"

„Kruleute!" versetzte ich; „höret mich an! habe ich nicht bis jetzt eure Anstrengungen und Entbehrungen geteilt? und ich bin doch nicht gewöhnt an eure harte Arbeit! Seht ihr, daß ich verzweifle? . . . Wenn ich Mut behalte, so ist's deshalb, weil ich weiß, daß wir zum Ziele kommen. Ich kannte diese Straße, aber ich wollte alle Nebenadern kennen lernen . . . Deshalb haben wir die verschiedenen Umwege und Abstecher gemacht! . . . In diesem Augenblick befinden wir uns dicht beim Meere, und dort, in den Faktoreien der weißen Leute, werdet ihr Belohnung genug erhalten, um all eure Leiden bald zu vergessen . . . Nur ein paar Stunden noch Geduld!"

Und wie ein paar Tage vorher, griff ich wieder selbst zum Ruder, und mein Beispiel feuerte sie an . . . Wir drangen vorwärts.

Gegen zwei Uhr war mir die Kehle so trocken und heiß, daß ich ganz heiser wurde. Meine Neger schienen gleichfalls von brennendem Durste gequält. Aber sie schwiegen. Da langte ich die zwei Flaschen hervor, welche ich am gestrigen Abend in Verwahrung genommen hatte; und nachdem ich selbst

einen Schluck genommen hatte, reichte ich sie ihnen mit den Worten:

„Da ist Süßwasser, das ich zurückbehalten habe in der Voraussetzung, daß es uns auf die Neige gehen werde. Mag jeder einen Schluck nehmen; und dann wieder kräftig zu den Rudern gegriffen! In kurzer Zeit sind wir am Ziele!“

Ich war selbst in großer Bekümmernis, während ich diese Worte an meine schwarzen Gefährten richtete. Das Wasser war mittlerweile immer salziger geworden. Alles verriet die Nähe des Meeres. Das war ein Querstrich und die Rettung zugleich. „Aber“, schloß ich meinen Gedankengang, „wenn wir nicht noch diesen Abend ankommen, dann sind wir verloren.“

Meine Krumänner hatten wacker gerudert. Als die Nacht kam, fuhren sie fort mit ihrer Arbeit; denn sie sahen ein, daß ihr Leben von ihrer Anstrengung abhing,

Ich setzte mich ans Steuerruder. Eine kleine trübe Laterne beschien die Bussole, von der ich keinen Blick ließ, um den in endloser Ferne sich erstreckenden Horizont zu befragen.

Plötzlich war's mir, als ob ich in der Ferne ein Licht flackern sah . . . Ich mag meinen Augen nicht trauen . . . Vielleicht ist's ein Stern . . . vielleicht war's eine Blendung . . . Ich ruf See-Breeze, den Headman der Ruderer, und frage ihn leise, ob er dort unten nichts bemerke.

„Ich sehe Feuer!“ gab er zur Antwort.

„Hurrah!“ schrie die ganze Bemannung.

„Der weiße Mann soll leben!“

Und das Kanoe schoß, von kräftigen Armen getrieben, mit einer pfeilschnellen Geschwindigkeit über die Wasserfläche. Bald wurde das Licht deutlich unterscheidbar. Zu gleicher Zeit nahm die Breite des Creeks wieder bedeutend zu. Kein Zweifel mehr, wir befanden uns an der Mündung eines Armes des Nigerdeltas, und das Feuer, welches wir bemerkten, mußte von einem Schiffe oder einem europäischen Handelsposten herrühren. Ich steuerte auf diesen glückverheißenden Leuchtstern zu, als er plötzlich auf unsere rechte Seite zu fliehen schien . . . Aber bald überzeugte ich mich, daß wir vielmehr selbst durch eine heftige

Strömnng von rechts nach links gedrängt wurden. Die Ruderer mühten sich vergeblich ab, ihr Widerstand zu leisten. Wir waren in Kürze weit vom Ufer und von dem Lichte, dessen Anblick unsern Mut aufgefrischt hatte, entfernt. Zu gleicher Zeit verkündete mir eine weiße Linie, die höchstens zwanzig Meter von uns entfernt zu sein schien, und ein dumpfes Grollen eine neue Gefahr. Diese weiße Linie wurde durch die Klippen der die Einfahrt von allen Armen des Nigerdeltas wehrenden Barre gebildet; sie drohte unserm Kanoe, das von der heftigen Strömung fortgerissen wurde, den sichern Untergang.

„Werft den Anker aus!“ rief ich, während ich mich selbst eines Ruders bemächtigte.

So stark war die Geschwindigkeit unseres Laufes, daß der Stoß des Ankers uns umzustürzen drohte. Allem Anscheine nach konnte der schwere Eisenring, welcher die Kette mit dem Kahn verband, der Gewalt des Wassers nicht lange nachgeben.

Die Krumänner schliefen, ohne Ahnung von der sie bedrohenden Gefahr; das in der Ferne flackernde Licht verhieß ihnen für den kommenden Tag Wasser und Lebensmittel . . . Weiter begehrten sie nichts.

Ich verbrachte die sechste schlaflose Nacht. Aber ich fühlte die Anstrengung kaum. Meine ganze Aufmerksamkeit war auf jene weiße Linie gerichtet, welche wenige Schritte vor uns ihre verderbendrohenden Umrisse zog.

Gegen vier Uhr morgens verlor die Strömung ihre Heftigkeit, die Flut kam zum Stillstande. Dann begann unsere Piroge sich zu wenden und zeigte dem Meere, den Klippen, den Bug. Ich ließ den Anker lichten und benützte die Gegenströmung, um an die Flußmündung hinauf zu steuern. Bald legten wir vor einer Faktorei an, deren kalkgetünchte Schuppen aus der Dunkelheit uns entgegenleuchteten.

Wir waren gerettet!

Als wir zu Lande stiegen, vernahm ich, daß wir uns in Akassa befanden. Die Strömung, welche uns beinahe in die Brandung hineingetrieben hätte, war die Mündung der sich an diesem Punkte in das Meer ergießenden Nun. Ich hatte den

Niger glücklich durch die Creeks von Braß erreicht. Es blieb mir jetzt kein anderer Weg übrig, als den Vertreter der Afrikanischen Gesellschaft zu bitten, daß er mich, meine Leute und mein Gepäck bis nach Onitscha, am Hauptarme des Nigers, schaffen lasse, wohin sein kleiner Steamer »Victoria« zufällig am nämlichen Tage zu gehen die Bestimmung hatte. Herr Hooke willigte freundschaftlich in meine Bitte. Die Abfahrt wurde auf die achte Stunde festgesetzt.

Akassa liegt in 4° 19′ 3″ nördlicher Breite und 3° 32′ 39″ östl. L. von Paris. Es verdient eine ganz besondere Beachtung insofern, als es von dem Tage an, wo der Niger und der Binuë dem europäischen Handel geöffnet sein werden, durch seine günstige Lage am östlichen Eingange des Flusses eine hohe Wichtigkeit erlangen wird.

VI.

Um acht Uhr lichtete der Steamer »Victoria« den Anker und steuerte in die Mündung der Nun, welche sich von den sie umgebenden Creeks nur durch ihre Breite und die Geschwindigkeit ihres Laufes unterscheidet.

Als ich meine Kru-Neger im Augenblick der Abfahrt antreten ließ, nahm ich wahr, daß zwei derselben davongelaufen waren. Sie hatten sich wahrscheinlich durch die Aufregung der letzten Tage von dem Gedanken einer Reise nach dem Innern hinein zurückschrecken lassen. Zum Glück waren es die weniger tüchtigen meiner Begleitung; einer der Entlaufenen war Four-Feet, welcher bei der Fahrt durch die Creeks zuerst Durst bekommen hatte.

Die zehn, welche mir verblieben, trugen sämtlich einen Spitznamen, den sie sich in der Zeit, als sie zum ersten male auf Arbeit auszogen, gegeben hatten. Sie hießen: Sea-breeze (Seebrise), Bottle-Beer (Bierflasche), Eat-Well (Gutesser), Go-head (vorwärts), Good-Looking (hübscher Kerl), Port (Stückpforte), Starboard (Steuerbord), Black-Jack (Schwarzer), Full-Steam (Volldampf) und endlich Go-Fast (Schnellläufer), den ich selbst »Orange« nannte und wegen seines Mutes und seiner Freundschaft für mich vor den andern schwarzen Burschen den Vorzug gab.

Die »Victoria« war in die Nun eingelaufen. Von ihrer Mündung bis zur Insel Darwall ist sie höchstens zwei und eine halbe Meile lang. Dort bildet sie ein sehr jähes und den Schiffen leicht gefährlich werdendes Knie. Wir umschifften es glücklich . . . und der Niger lag vor uns!

Der Übergang ist so plötzlich, der Wechsel der Natur ein so vollständiger, daß es einem den Eindruck macht, als sei ein Vorhang aufgezogen oder eine Kulisse auf den Pfiff des Maschinisten eingeschoben worden. Keine Mangroven mehr, keine Spur mehr von der düstern und eintönigen Vegetation der Creeks, kein Wirrsal von Wasser-Adern mehr, keine Gefahr mehr sich zu verirren. Es ist ein schöner und großer Fluß, welcher sich majestätisch hinwälzt und bei jedem Schritte verbreitert, während an seinen Ufern die ganze Pracht der afrikanischen Flora entfaltet ist. Die Vögel erscheinen wieder und erfreuen uns durch ihr Gekreisch oder ihren Gesang. In der Ferne recken Kokospalmen ihre prächtigen Häupter in das Azur des Himmels hinauf. Zwergdattelbäume baden ihr luftiges Blätterwerk in den Fluten; blaßblaue Eisvögel, die bewegungslos auf grünen Zweigen hocken, lauern dem unvorsichtigen Fischlein auf oder haschen die Fliege im Fluge. Tausende buntschillernder Vögel, die einen goldgelb mit schwarzem Halsband, die andern mit einer närrischen Haube geschmückt, schwirren und springen lustig in dem Gezweig der Bäume; hier und da erheben sich Wollbäume (bombax) mit dem dichten, bouquettförmig gruppierten Laube, Mancenillbäume mit den granatroten Blüten, und Bananenbäume, deren breites, eine Art Vorhang bildendes Blätterlaub das Vorhandensein eines Negerdorfes verrät. Es ist eine entzückend schöne Natur. Ich empfinde den Reiz derselben um so lebhafter als ich die unheimliche Einsamkeit der Creeks kaum verlassen hatte.

Bald segeln wir an der Sonntagsinsel vorbei, die ihren Namen durch Baikie während seiner ersten Nigerfahrt (1854) erhielt, dann an Point Nicolle. Um halb zwölf Uhr kommen wir vor den Dörfern der Liambra-Neger an, die auf dem linken Ufer des Flusses gelegen sind. Von hier an mehren sich die Dörfer auf beiden Seiten. Es gewährt einen lachenden Anblick, die meist cylindrisch geformten Hütten der Eingebornen, im Laub zerstreut, vom Flusse aus zu sehen; am Eingange eines jeden dieser Dörfchen stehen prächtige Bananen (musa paradisiaca), die unter der Last ihrer goldenen Früchte sich

beugen; in der nächsten Umgebung der Hütten wachsen ferner schöne Wollbäume, die man übrigens in Afrika überall antrifft, wo menschliche Wesen hausen, deren unzertrennliche Gefährten sie zu sein scheinen.

Ein wenig weiter stromauf, gegenüber von Akito, das am rechten Ufer gelegen ist, und wenig unterhalb von dem am linken Ufer gelegenen Approprama, befindet sich das berüchtigte Horse-Shoe-Bank (Hufeisenbank), sogenannt wegen der starken Kurve, welche der Niger an dieser Stelle beschreibt. Im Jahre 1876 benützten die Eingebornen diese Krümmung, um den Fluß zu versperren; sie spannten von einem Ufer zum andern eine 250 m lange Kette, die sie an eingerammten Pfählen befestigten. Sie hofften hierdurch die Steamer zum Scheitern zu bringen; aber da jedes Schiff, das der Kurve des Nigers sich nähert, seinen Gang verlangsamt, so wurde das Hindernis von den ersten Schiffen entdeckt, welche den Niger passierten, und die Wilden, die am Ufer in Pirogen versteckt aufpaßten, um das zum Sinken gebrachte Schiff zu plündern, sahen verblüfft, wie dasselbe mit vollem Dampfe zurückstoppte. Alsbald wurden die englischen Behörden benachrichtigt und eine Fregatte segelte herauf, um das Hindernis mit Kanonenschüssen aus dem Wege zu räumen. Die Eingeborenen hatten den verwegenen Einfall, der Fregatte Widerstand zu leisten. Es entspann sich ein Kampf, welcher unglücklich für dieselben verlief. Alle, welche mit der Waffe in der Hand aufgegriffen worden waren, wurden erschossen; die Dörfer in der Nähe sämtlich in Asche gelegt. Erschreckt flohen die Bewohner in die Wälder, Aber kaum waren ihre Bedränger fort, als sie dieselbeu am nämlichen Platze wieder aufbauten. Jetzt sind sie vorsichtiger geworden und wagen keinen Angriff mehr auf einen Steamer, haben vielmehr vor einem solchen einen heilsamen Schrecken. Immerhin würde es unklug sein, sich in einem Kanot in ihre Schlupfwinkel zu wagen. Und wenn es einem Dampfer einmal passieren sollte, daß er auf eine Sandbank auffährt, so darf die Bemannung ganz sicher darauf rechnen, überfallen und massakriert zu werden.

Die Feindseligkeit der Negerstämme am Unterlaufe des

Niger ist offenbar. Auch ist es bis zur Zeit meiner Nigerfahrt keinem europäischen Handelshause weder auf dem einen noch auf dem andern Ufer gelungen, sich auf der etwa dreißig Meilen langen Strecke von der Mündung bis N'Doni ansässig zu machen. Die Häuptlinge und die Priester der sie bevölkernden Negerstämme haben ein großes Interesse daran, die Europäer am direkten Handel auf dem Niger zu verhindern. Bis in die jüngste Zeit hinauf haben sie thatsächlich zwischen den englischen Kaufleuten an der Küste und den hinterländischen Negervölkern die Zwischenhändler-Rolle klug festzuhalten verstanden. Auf den ihnen wohlbekannten Creeks kommen sie in ihren Pirogen in die europäischen Faktoreien nach Braß, Akassa, Neu-Kalabar und Benin, kaufen dort Waffen, Baumwollstoffe, Glaswaren, die sie im Innern, natürlich mit hohem Aufschlag, wieder verkaufen. Überall, soweit schiffbare Creeks den Niger mit den Flüssen des Deltas verbinden, sind die Eingeborenen dem Europäer feindselig gesinnt. Von N'Doni an besteht keine Verbindung des Flusses zwischen dem Innern und der Küste mehr. Von dort an findet auch der Fremde freundliche Aufnahme bei den Negern. Infolge dessen sind dort an den wichtigsten Punkten mehrere Faktoreien entstanden.

Diejenige Gegend, welche dem Europäer gewissermaßen am feindlichsten gesinnt ist, heißt Oru. Sie nimmt ihren Anfang beim Delta, unter 4° 10′ 12″ nördl. Br., und erstreckt sich bis in die Umgegend von Aboh, in 5° 20′ 10″ nördl. Br. Das größte Negerdorf, welches dort auf dem linken Ufer angetroffen wird, heißt Akito. Es bildet heute den Handelsmittelpunkt von Braß und das Zwischendepot für den Binnenhandel am untern Niger. Es wurde 1876 bombardiert und niedergebrannt, ist seitdem aber wieder aufgebaut worden. Als ich bei Akito vorbeifuhr, saß der König, umgeben von seinen Häuptlingen, unter einem Schuppen, und Alle verfolgten mich mit zornerfüllten Blicken. Aber die harte Lektion, welche sie von den Engländern empfangen haben, legt ihrem räuberischen Gelüste einen heilsamen Zwang auf. Indessen war damals jeder Handel mit ihnen abgeschnitten.

Weiter stromauf und auf dem gleichen Ufer kommen die Dorfschaften Approprama und Angiama. Das letztere war ehemals das wichtigste Handelszentrum von Braß. Aber das streitsüchtige Naturell der Einwohner hat die schwarzen Händler dermaßen eingeschüchtert, daß sie den Sitz ihrer Geschäfte nach Akito verlegt haben.

Weiter stromauf, aber auf dem rechten Ufer, kommt die Mündung des Ogubari, welcher einen südwestlichen Lauf hat, und nahe bei derselben, in der Mitte des Flusses, die Dienstagsinsel, welche ebenfalls dem vorgenannten Reisenden Baikie ihren Namen verdankt und einen überaus malerischen Anblick gewährt.

Die Sandbänke und Waldinseln, mit denen der Niger besäet ist, verändern zum größten Teile, infolge der Gewalt des Wassers, je nach der Jahreszeit ihren Stand. Das macht die Schifffahrt auf dem Niger gefährlich; denn manche erstehen und verschwinden je nach der Laune des Stromes, und es ist absolut unmöglich, sie genau auf der Karte zu verzeichnen. Es verdient auch bemerkt zu werden, daß der Niger vom November bis zum Juli, das heißt während der Sommerszeit, um fünfunddreißig Fuß sinkt.

Oberhalb der Dienstags-Insel kommt genau in der gleichen Lage wie die vorhergehenden, das Dorf Ekebri auf dem rechten Ufer. Die Eingeborenen dieser Gegend tättowieren sich sehr stark und bemalen ihren Körper mittels einer Art roten Ockers auf die fantastischste Weise.

Auf Ekebri folgen: Ekole am linken Ufer, Kpetama am rechten Ufer und nahe dem Taylor-Creek, welcher durch Baikie erforscht wurde, dessen Ausgangspunkt man aber noch nicht kennt, die großen Dörfer Sabogrega und Gamatu, berühmt durch den tollen Widerstand, welchen sie 1876 den britischen Kriegsschiffen entgegensetzten, als dieselben den einer Anzahl englischer Steamer durch die Neger angethanen Schimpf zu rächen die Ufer stromauf verwüsteten. So hatten sie zum Beispiel ein Schiff gefangen genommen, auf welchem sich ein englischer Forscher, Mr. Cliff, befand. Sie ließen denselben nicht eher frei, als bis ein Lösegeld für ihn bezahlt worden war. Die Fregatte aber, welche

ihn befreit hatte, hielt es am Platze, an den frechen Burschen ein Exempel zu statuieren. Dieselben verteidigten sich mit einer überraschenden Energie. Von ihren Pirogen und von ihren Verschanzungen aus antworteten sie ihren Angreifern mit Hageln von Pfeilen, Steinwürfen und Flintenschüssen. Ein Offizier und mehrere Soldaten wurden getötet. Der Sieg verblieb natürlich den Europäern. Entmutigt durch die erlittenen Verluste, flohen die Neger in die Creeks und die nahen Wälder und überließen dem Feinde ihre Dörfer, welche der Raub der Flammen wurden, aber bald darauf wieder aus ihren Ruinen erstanden.

Ein wenig weiter hinauf, reihen sich am rechten Ufer entlang über eine Strecke von mehr als zwei Kilometer Länge die Dörfer Kajama, deren Bewohner den Europäern gleichfalls sehr feindlich gesinnt sind. Seit dem Aufstande der Sabogrega- und Gamatu-Leute im Jahre 1876 schlossen sich Kajama-Leute denselben an, um ihnen in der Bekämpfung der Engländer Hilfe zu leisten. Die Engländer aber bestraften die Kajama-Leute durch gründliche Zerstörung ihrer Schlupfwinkel.

Kajama besteht aus drei verschiedenen Gruppen: dem südlichen Teile, welcher die Residenz des Königs ist; dem mittlern Dorf oder Olobari und dem nördlichen Dorf, Opotolo. Der königliche Wohnsitz besteht aus drei umfangreichen Gebäuden, deren Mauern aus Flechtwerk bestehen, das mit feuchtem Sand gedämmt ist und sich nach und nach zu einer Art Gips verhärtet hat. Aber starke Regen schaden dieser Art von Bauwerk sehr rasch, und um ihm Sicherheit zu geben, bedeckt man es mit spitzen Strohdächern, welche durch die Stämme von jungen Palmbäumen gestützt werden. Als ich an diesem »Palast« vorüberfuhr, erregte eine Thür von augenscheinlich europäischer Anfertigung mein lebhaftes Erstaunen. Sie war grün angestrichen, hatte Verkleidungen und einen Knopf. Das Rätsel wurde mir bald gelöst. Im vorigen Jahre war der englische Steamer »Sultan of Sokoto« an der Südspitze der ziemlich gegenüber von den Kajama-Dörfern gelegenen Sterling-Insel gescheitert. Der Bemannung war es geglückt sich zu retten;

aber das Wrack wurde geplündert, und die Thüre, welche jetzt das »Palais« des Kajama-Königs schmückte, war ein Bestandteil desselben gewesen. Vor dem Fetischtempel stand der König, mit einem langen Burnus bekleidet und auf einen derben Bambusstock gestützt. Mehrere Häuptlinge standen um ihn her. Alle schauten mich mit mißtrauischen Blicken an, ohne indes ihrer feindseligen Gesinnung einen schärferen Ausdruck zu geben.

Auf der Sterling-Insel steht ein kleines Dorf, welches im Jahre 1876 ebenfalls durch ein englisches Kriegsschiff in Brand geschossen worden ist. Die Steamer segelten früher am rechten Ufer des Flusses hinauf. Heute meiden sie dasselbe, weil sie es für gefährlich halten, segeln um die Insel herum und am linken Ufer herauf.

Von Akassa bis zur Sterling-Insel wurden wir durch große braune oder grünliche Fliegen überfallen, die mit den Bremsen Ähnlichkeit haben. Die Eingeborenen nennen sie »iroô«. Der Biß dieses Insektes ist höchst schmerzvoll und die Schärfe und Härte ihres Stachels eine solche, daß sie selbst durch die Leinwand der Kleider die Haut verwunden, auf welcher sofort eine Giftbeule entsteht.

Oberhalb der Sterling-Insel, auf dem rechten Ufer, kommen die fünf Dörfer von Imblama. Auch von ihnen wurden drei, die im Mittelpunkt gelegen, 1876 in Brand geschossen; die Bewohner flüchteten sich in den an der Nordspitze, oberhalb des letzten der Dörfer, hereintretenden Creek, der einen nordwestlichen Lauf nimmt und aller Wahrscheinlichkeit mit dem Wari-Flusse in Verbindung steht.

Gegenüber den weiter hinauf gelegenen Dörfern Agheri, die ebenfalls von den Engländern in Brand geschossen wurden, lassen wir zur Rechten eine breite Sandbank liegen, die an einigen Stellen mit einem kräftigen Grase bewachsen ist. Das Schiff, welches mich trägt, hat im letzten Jahre hier Schiffbruch gelitten und ist neun Wochen lang in der grausamsten Situation liegen geblieben, in Erwartung eines Hochwassers, durch welches es flott zu werden hoffte. Die Bemannung hatte sich erfolgreich

gegen die Angriffe der Neger verteidigt. Aber mehrere Passagiere waeen dem Fieber erlegen.

Unter 5° 19′ 30″ nördl. Br. trafen wir die Insel Truro auf dem rechten Ufer und die breite Einmündung des im Westen an einem gleichnamigen großen Dorfe vorüberfließenden Wari, der sich, nachdem er den Rio Benin aufgenommen, beim Kap Formoso in das Meer ergießt. Er bildet einen der wichtigsten Wasserläufe dieser Gegenden, und an seinen Ufern wird ein bedeutender Handel mit Palmöl und Elfenbein getrieben. Bancroft (1841) und James Pinnock (1872) fuhren ihn hinauf, aber die Europäer haben noch keine Faktorei an seinem Laufe aufgethan. Die schwarzen Händler herrschen dort ohne Rival und scheinen daraus ungeheuren Gewinn zu ziehen.

Von hier an nimmt die Breite des Niger beträchtlich zu. Betrug dieselbe bis hierher nur 200—250 m, so steigt sie jetzt bis auf mehr als 1000 m und wächst, je weiter man vordringt. Die Stromgeschwindigkeit an der Einmündung des Wari beträgt mindestens vier Knoten.

Ich fahre jetzt an den Dörfern Osodoni, Osinemanga, Epatami (sämtlich am linken Ufer), Utok, Egabo, Adiawi, Otumpi (am rechten Ufer) vorüber. Von Otumpi an wechselt der Anblick der Ufer. Bis dorthin durchfließt der Niger ebenes Land; hinter ihm fängt das Land an hügelicht zu werden; hier und da zeigt sich eine Felspartie am Ufer; die Stromgeschwindigkeit steigt.

Gegenüber von der Avgau-Insel unterscheide ich auf dem linken Ufer einen ziemlich schmalen Creek, der sich aber langsam vergrößert und nach der etwa eine Meile weit im Innern befindlichen Stadt Aboh führt.

Aboh ist der thätigste Handelsplatz, der volkreichste Ort der Gegend. Zum Unglück sind die Einwohner ebenso falsch und habgierig, wie grausam und feindlich gegen jeden Europäer. Ihre Kopfstärke beträgt mindestens achttausend. Sie sind zum größten Teil arm. Um sich die Subsistenzmittel zu verschaffen, unternehmen sie unaufhörliche Razzias, durch welche sie zum Schrecken ihrer Nachbarn werden. Sie sind ein echtes Piraten-

volk; ihr Leben verstreicht auf dem Wasser: dort werden sie geboren, dort sterben sie; sie sind immer bewaffnet und immer auf der Stromfahrt begriffen.

Die Häuptlingswürde ist nicht erblich bei ihnen, sondern unterliegt der Wahl. Jeder Wechsel wird durch blutige Kämpfe der die Würde anstrebenden Parteien begleitet. Die erste Obsorge des Siegers ist, alle Gegner sofort abzuschlachten. Diese Grausamkeit ruft natürlich gleich grausame Gegenmaßregeln hervor, so daß Verschwörungen gegen das Leben des Königs an der Tagesordnung sind. Oft entledigt man sich seiner durch Gift; das gewaltsame Ende der meisten seiner Vorgänger macht ihn mißtrauisch und niemals berührt er eine Speise, die er nicht von einem Gliede seines Gefolges hat kosten lassen.

Die Aboh-Leute erkennen sich leicht an ihrer Tättowierung. Die Männer machen sich an den Schläfen drei parallele Einschnitte vom Auge nach dem Ohrläppchen hinüber, drei andere aber horizontale über der Nase, zwischen den beiden Augen. Die Weiber tättowieren sich sogar die untere Hälfte der Stirn, mindestens aber haben sie an den Schläfen sechs Einschnitte.

Männer, Weiber und Kinder tragen an den Armen und Beinen schwere Ringe von Elfenbein oder Kupfer, auf welche sie ungeheuer stolz sind. Sie sprechen das Ibo oder Egbo.

Oberhalb des nach Aboh führenden Creeks liegen mitten im Flusse die Charlotte-Inseln, auf den Ufern hüben und drüben eine Unmenge von kleinen, in das Laub verstreuten Dorfschaften. Ihre Bewohner scheinen den Weißen wohlwollend gesinnt, denn sie laden uns durch Rufe und Gebärden zum Landen ein und scheinen sehr begierig darauf, einen Handel mit uns zu eröffnen. An dieser Stelle nimmt die offenbare Feindseligkeit der Stämme des untern Niger ihr Ende.

Endlich erreichten wir unter 5° 37′ 30″ nördl. Br. N'Doni, wo die Afrikanische Kompagnie ein Kontor besitzt, dessen Direktor und Angestellte Eingeborene von Sierra Leone sind. Übrigens herrscht diese Gepflogenheit an allen europäischen Niederlassungen, Faktoreien und Missionsstationen, weil es dem Europäer unmöglich ist, in diesem mörderischen Klima stand zu halten.

Die Negerstadt N'Doni liegt etwa 500 m vom Niger entfernt, an einem Creek, welcher in den Neu-Kalabar (von den Eingeborenen »Bom« genannt) mündet, gegenüber einem kleinen unbedeutenden Dorfe. Die Einwohner von N'Doni sind den Europäern freundlich gesinnt, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Es wird zu jeder Zeit schwierig (zur Regenzeit unmöglich) sein, mit dem Nigerdelta den Verkehr zu unterhalten; sie sind deshalb sehr froh, wenn die Weißen sie besuchen und Handelsgeschäfte mit ihnen anknüpfen.

Wir verließen N'Doni und kamen nach der gegenüberliegenden Stadt, Abragada, wo gleichfalls eine Faktorei errichtet ist. Abragada ist weniger bedeutend als N'Doni. Bei Abrazada ist der Niger wirklich majestätisch: 1400—1500 m breit und von einer sehr starken Stromgeschwindigkeit. Auf Abragada folgen die Dörfer Odugiri, in einer Bucht am linken Ufer, mit Faktoreien; Ogu am rechten Ufer und jenseits von Odugiri, unter 5° 20′ 3″ nördl. Br., die Einmündung des mehr als 800 m breiten Egboma-Flusses, welcher sich im Osten mit dem Neu-Kalabar vereinigt; dann folgen, zwischen den landesüblichen Bananenbäumen versteckt, die Dörfer von Akra-Ntiri, wo ich zuerst am Niger (denn im Delta leben, wie schon gesagt, keine Vierfüßler) prächtige Ochsen am Ufer grasen sah. Hier wird der Boden äußerst fruchtbar, ein saftiggrünes Gras bedeckt ihn. Auch Büffel gibt es hier in Menge. Die oberhalb von Akra-Ntiri gelegene große Insel heißt deshalb »Ochseninsel«. Jenseits von ihr liegt die Hawkins-Insel; und am linken Ufer kommen die Dörfer Obegwi.

Kaum habe ich die letzteren passiert, als ich am Ende einer großen Sandbank ein Lager von Eingeborenen bemerke, welche, um große Feuer gelagert, ihr Mahl zu kochen scheinen. Geflochtene Matten, welche zu beiden Seiten eines in die Erde gedämmten Pfahles herunterfallen, vertreten die Stelle von Zelten und dienen ihnen gleichzeitig in den Kanots als Schutz vor Regen. Buntfarbige Flaggen, aus einem Stück weißer mit allerhand kabbalistischen Zeichen bemalter Leinwand gefertigte Standarten flattern im Winde; in den an einer Sandbank an-

gepflöckten Pirogen liegen allerhand Waffen aufgestapelt im bunten Durcheinander mit Ignamen, Fischen und Geflügel. Beim Anblick dieser Waffen meinte ich, daß ein Menschenopfer gefeiert werden sollte. Ich täuschte mich. Ich hatte einen vorgeschobenen Posten der Armee von Ossomare vor mir, welcher den Befehl hatte, den Fluß zu überwachen, alle Aboh-Kanots, die hier vorbeisegeln würden, um auf die Nigermarktorte zu ziehen, abzufangen, Waffen, Munition und Waren zu rauben und die Bemannung ohne Gnade und ohne Rücksicht auf das Geschlecht niederzumachen. Es war die Vergeltung für eine ähnliche Gewaltthat, welche die vom Flußraub lebenden Aboh-Leute an Ossomare-Leuten vor kurzem verübt hatten.

Auf der Höhe der Nordspitze der „Ochseninsel" unterscheide ich die Dörfer von Okpaï auf dem rechten Ufer, dann Osutschi, und bald erreichen wir Ossomare auf dem linken Ufer (5⁰ 53′ 4″ nördl. Br.). Es sind in Ossomare mehrere Faktoreien errichtet; die Engländer haben auch eine Missionsstation errichtet, welche gleichwie die Kontore von Eingeborenen aus Sierra Leone versehen wird. Die Gebäude befinden sich sämtlich am Ufer des Flusses, während die von ungefähr fünfzehnhundert Negern bewohnte Stadt sich tief nach dem Innern erstreckt.

Ich machte dem König Odogu, dem Herrscher von Ossomare, einen Besuch. Er ist ein Mann von sechs Fuß Höhe, etwa fünfzig Jahre alt, höchst spärlich mit einem Stofflappen bedeckt, der durch nichts festgehalten wurde und nach Belieben im Winde flatterte. Es ist ein rauher Kriegsmann, dieser König Odogu! Er ist brutal und energisch; zieht die Lanze dem Gewehr, den Wurfspieß dem Messer vor; er repräsentiert die Polizeigewalt des Landes und bekämpft seine Feinde allerhöchsteigenhändig. Was ihm an Würde fehlt, ersetzt er durch eine gewaltige Tapferkeit, und er scheint von seinem Volke zugleich gefürchtet und geliebt zu werden.

Von Ossomare kamen wir nach Alenso, am andern Ufer gelegen. Es ist ein wichtiger Punkt, wo mehrere Faktoreien errichtet worden sind. Die Negerstadt liegt etwa eine Meile vom Niger entfernt, und mag 12—1500 Seelen zählen. Der

Handel der Landschaft Ijesu, welche sich zwischen Aboh und dem Edo-Flusse erstreckt, gibt Alenso einen thatsächlichen Wert. Seine Bewohner stehen im Bunde mit den Aboh-Leuten, um den sie oft bedrängenden Buso-Leuten die Spitze bieten zu können.

Von Alenso an steigt das Salz im Preise. Es wird mit 8 Schillingen (10 Mark) für 112 engl. Pfd. bezahlt. Es wird auf kleinen Steamern hergeschafft, entweder in Fässern oder in Säcken. Die Neger aus dem Innern kaufen es in den Faktoreien im Tausch für Elfenbein und Palmöl. Sie handeln dort auch Kupferstangen ein, die in kleinen Kästen von je 200 Stück (deren Wert in Alenso zwischen 400 und 500 Pfd. Sterl. variiert) zur Einfuhr kommen. Die Neger schmieden aus ihnen allerhand Gegenstände, Ringe, Armbänder, Lanzenspitzen und dergleichen, und in Anbetracht der armseligen Werkzeuge, welche sie zur Verfügung haben, muß man staunen über den Geschmack und die Geschicklichkeit, welche sie bei dieser Arbeit bekunden.

Von Alenso gelangen wir, die Lynx-Insel (so benannt, weil die gefährliche Durchfahrt zwischen zwei Sandbänken zur schärfsten Aufmerksamkeit zwingt) links liegen lassend, das in zwei Hälften, Ober- und Unter-Oko zerfallende Dorf Oko, von denen jedes seinen besondern König hat. Zuerst hatten die Europäer ihre Niederlassungen in Ober-Oko. Aber dessen König Boma war habgierig und hinterlistig, erhob einen schweren Tribut und plünderte die Faktoreien nach Lust und Gefallen aus. Seitdem haben die Engländer sich entschlossen, nach Unter-Oko überzusiedeln, wo sie mit offnen Armen empfangen wurden. Inzwischen ist König Boma gestorben, die einen sagen, er sei durch seine Unterthanen vergiftet worden, weil er die Europäer gezwungen hätte, ihrem Dorfe den Rücken zu kehren. Sein Sohn, der von freundlicherer Gemütsart ist, hat zu wiederholten malen, aber immer vergeblich, versucht, die Weißen zur Rückkehr zu bewegen. Ober-Oko hat freilich den Vorteil, an der Spitze eines sehr breiten Creeks zu liegen, welcher dem Handel mit dem Innern eine sehr bequeme Straße bietet.

Bei Atane und dem Amambara-Creek, welcher sich mit der N'subé Inam vereinigt, vorbei, kommen wir in Sicht von

Onitscha. Das Panorama ist hier wunderbar: am Horizont waldbedeckte Berge und überall von Blätterlaub umrahmte Negerhütten.

Onitscha liegt auf dem linken Ufer des Niger, in 6° 8′ 15″ nördl. Br. und 4° 20′ 30″ östl. L. v. Paris. Ich sage Herrn Hook und dem Kapitän des »Victoria«-Steamers (welcher direkt nach der Küste zurückkehrt) Lebewohl und gehe mit meinen Kru-Negern und meinem Gepäck ans Land.

Es war zu spät, um noch an diesem Abend meine Forschungsreise anzutreten. Ich beschäftigte mich deshalb nur mit unserm Lager und mit den Forderungen, welche jetzt, nachdem wir den Fuß in ein völlig wildes Land gesetzt hatten, an mich herantraten.

Am andern Morgen, als ich meine Neger antreten ließ, nahm ich zwei neue Desertionen wahr: Bottle-Beer und Eat-Welle waren verduftet. Ich eile ans Ufer. Der Dampfer war nicht mehr zur Stelle. Sind sie ins Innere geflohen, in der Hoffnung, von dort zur Küste zu gelangen? Ich zweifle daran; denn sie mußten voraussetzen, daß sie unterwegs von den feindlichen Stämmen des untern Niger ohne Zweifel massakriert werden würden. Staken sie mit ein paar Matrosen der Victoria unter einer Decke? Hatten sie sich nachts an Bord der Victoria versteckt? Ich neige mich zu dem letzten Gedanken. In jedem Falle stand ihre Flucht fest; sie hatten jedoch nichts von den mir gehörigen Dingen mit sich genommen. Somit war ich auf acht Mann Begleitung beschränkt.

Auf dem Gestade von Onitscha bot sich ein seltsamer Anblick meinen Augen: der Fluß war mit Negerkähnen bedeckt und am Ufer bewegte sich eine große Menschenmenge geschäftig auf und ab; man sprach, gestikulierte und eine gewisse Aufregung schien sich zeitweise der Menge zu bemächtigen. Ich fürchtete zuerst, selbst die Ursache dieses Tumultes zu sein; denn die ganze Gesellschaft betrachtete mich mit Augen, die wenn auch nichts direkt Feindliches, so doch auch nichts weniger als etwas Freundschaftliches verhießen. Ich näherte mich trotzdem der schwarzen Gesellschaft und bald sollte ich Klarheit gewonnen haben. Es

war Markttag. Die Kähne, welche ich sah, hatten die Leute aus den benachbarten Ortschaften herbeigeführt, welche ihre Produkte gegen die von den schwarzen Händlern, teils auf eigene Rechnung, teils auf Rechnung der von ihnen vertretenen Faktoreien zum Kauf ausgebotenen europäischen Artikel umtauschten.

Man kann sich nichts Merkwürdigeres denken, als einen solchen Marktplatz. Die Weiber sitzen oder stehen hinter den ausgebreiteten Waren: hier liegen Baumwollstoffe, dort Glaswaren, dort Korb- und da Rum- oder Ginflaschen, überall große, mit Salz gefüllte Kalebassen. Die Männer laufen handelnd und feilschend in den Gruppen umher, der eine mit Palmöl, der andere mit Elfenbein beladen, wieder andere zahlen ihre Einkäufe mit Kaurimuscheln, die in dieser ganzen Gegend im Kurse stehen.

Was vor allem fesselt, ist die Verschiedenheit der Rassen, die Eigentümlichkeit der Typen. Ich sah zum ersten male hier die kupferfarbigen Neger, welche überall im Lande Igbo getroffen werden. Es sind schöne Menschen, von hohem Wuchse, die stolz das Haupt emporheben; fast alle haben blaue Augen. Sie sprechen viel, sehr laut und sehr rasch. Wenn sie ein Geschäft abschließen, sieht es aus als ob sie sich zanken, als ob ein Streit zwischen ihnen auszubrechen drohte. Es ist übrigens ein gefährliches, wildes Volk, das sich gern in den heftigsten Extremen bewegt.

Andere Neger durchschreiten die Gruppen. Sie sind mager, knochig, von einem kümmerlichen kränklichen Aussehen; sie gehen schweigsam und gesenkten Hauptes einher, als wenn sie sich schämten, jemanden ins Auge zu sehen. Ihr Körper ist sehr tättowiert, ihre Haut tiefschwarz. Auf ihrem spitzen, stellenweise skalpierten Schädel stehen nur einige Haarpuffen, in der Regel nur an den Schläfen und auf dem Wirbel, was ihnen ein unheimliches, clown-artiges Aussehen gibt. Es sind Menschenfresser. Sie hausen in diesen Gegenden, und ihre beiden größten Ortschaften sind N'Dako und N'Gwâ im östlichen Teile von Ibo. Zu Friedenszeiten verspeisen sie in der Regel kein Menschenfleisch; denn es ist ihnen verboten, sich untereinander aufzufressen.

Aber sobald ein Krieg ausbricht, findet ihr scheußliches Gelüst sattsam Befriedigung; denn die Kriegsgefangenen tragen die Kosten ihrer ungeheuerlichen Mahlzeiten. Es ist auch selten, daß sie lange Zeit Frieden mit ihren Nachbarn halten. Der Krieg ist ein chronisches Gebrechen bei ihnen und erst die Ausrottung der Feinde macht demselben ein Ende.

Die Mehrzahl der Neger geht barhäuptig. Alle sind bewaffnet, die einen mit Steinschloßgewehren, die anderen mit Lanzen, Wurfspießen, groben Messern; die Kannibalen bewaffnen sich vorzugsweise mit Bogen und Pfeilen, welche in einem groben Köcher stecken, oder mit mörderischen Wurfspießen, die in leichten Bambusröhren befestigt sind.

An dem nämlichen Tage machte ich der Negerstadt Onitscha einen Besuch. Dieselbe liegt etwa zwei Meilen vom Flußufer entfernt. Ein gebirgiger Pfad führt dorthin. Die Höhe von Onitscha ist 1500′ überm Meeresspiegel.

Die Stadt erstreckt sich über einen Raum von mehr als 1 km. Die Mauern der Hütten sind aus hartem Sand aufgeführt, der eine tiefrote Farbe hat (was auf Eisenlager deuten dürfte). Lange Baumpfade und in gutem Stande befindliche Wege trennen die verschiedenen Gruppen der Hütten von einander. Ich habe solcher Gruppen etwa fünfzig gezählt, und eine jede derselben scheint für sich ein kleines Dorf zu bilden. Die Gesamtbevölkerung von Onitscha mag fünfzehntausend Seelen betragen; sie ist thätig, arbeitsam; überall sieht man Anpflanzungen von Mais, Ignamen, Bananen; die Palmbäume sind sorgsam verschnitten, die Wollbäume stehen in trefflicher Kultur. Die Eingeborenen haben den Wert derselben erkannt. Sie reinigen ihre Baumwolle, färben sie mit dem bei ihnen wild wachsenden Indigo, spinnen und weben sie auf höchst primitiven Webstühlen.

Unglücklicherweise stehen sie mit allen ihren Nachbarn, besonders mit den ihnen den Weg nach der Küste verlegenden Aboh-Leuten, fortwährend auf dem Kriegsfuße, desgleichen auch mit den das entgegengesetzte Ufer bewohnenden Asaba, mit den an ihrer Ostgrenze seßhaften N'kure-, Obanike-, N'Sube-

und Ogidi-Leuten. Dadurch, daß sie auf allen Seiten von Widersachern umgeben sind, ist Onitscha nicht im Stande, mit der Außenwelt in Verkehr zu treten.

Die Stadt Onitscha leidet Mangel an Wasser. Es muß aus dem Flusse geschöpft werden. Man sammelt es in irdenen Krügen, Kalebassen oder Korbflaschen, in welchen Rum zur Einfuhr gebracht worden. Die Onitscha-Leute halten übrigens instinktiv auf Reinlichkeit; man sieht sie (Männer, Weiber, Kinder) sehr oft in der kleinen, durch den Niger unterhalb ihrer Stadt ausgehöhlten Bucht ein Bad nehmen.

Von Schamhaftigkeit haben sie nicht den geringsten Begriff; es fällt ihnen nicht ein, über ihre gänzliche Nacktheit in Verwunderung zu geraten. Wollte man nach unseren europäischen Sitten urteilen, so würde man zu dem Glauben hinneigen, daß die Gefallsucht instinktiv sei; die Negerin aber ist der Beweis für das Gegenteil, daß die Gefallsucht eine Errungenschaft der Civilisation ist. Gleichwie die Negerin nichts weiß von Scham, hat sie auch keine Empfindung für den Eindruck, welchen ein Anflug von kokettem Wesen auf den Mann hervorzubringen vermag. Der Gedanke, ihn durch ihr Benehmen, durch ihren Blick, durch ihre Reize zu fesseln, kommt ihr gar nicht in den Sinn; sie bestrebt sich niemals, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Es ist gerade, als ob ihr ein Sinn mangelte.

Die Heirat ist bei den Negern eine reine Geschäftssache. In Onitscha werden zwar die Weiber nicht als geringwertigere Wesen behandelt, wie es der Fall ist bei anderen Stämmen, bei denen das Weib nichts anderes als ein Lasttier ist. Hier bleibt ihnen sogar der Abschluß von Handelsgeschäften fast ausschließlich überlassen. Sie durchwandern die Gegend weit und breit, um Elfenbein und Palmöl aufzusammeln, und entfalten in ihren Tauschgeschäften bisweilen einen Scharfsinn, der in Verwunderung setzt. Indessen üben sie das Handelsgeschäft erst, nachdem sie in ein gewisses Alter getreten sind.

Damit ist aber ihren Prärogativen ein Ziel gesetzt. Auf irgend welche andere öffentliche Thätigkeit haben sie kein Anrecht. Wenn ein Krieg ausbricht, so ziehen sie mit den Kriegern

ins Feld hinaus, heben die Verwundeten auf und pflegen sie, beweisen hierbei gar oft Mut und Herzensgüte. Während also die Gefallsucht des Weibes eine Frucht der Civilisation zu sein scheint, so ist die Hingabe, welche selbst bei den barbarischen Kreaturen zu finden ist, zweifellos eine dem Weibe angeborene Eigenschaft. Im Gegensatz zu der am Senegal und bei den Yoruba-Leuten üblichen Gepflogenheit, tragen die Ibo-Weiber ihre Kinder nicht auf dem Rücken oder auf den Hüften, sondern auf dem Arme, was ihnen ein zärtlicheres, mehr mütterliches Ansehen gibt. Erlangen die Kinder das Alter, in welchem sie auf der Jagd oder dem Fischfange selbst für ihre Leibesnotdurft sorgen können, so fliegen sie hinaus gleich einer Schar von Sperlingen, und jedes Familienband ist gelöst. Nur bei den hohen Würdenträgern, den Priestern und im Schoße der herrschenden Familien wird die Tradition des Hauses gewahrt, weil die Regierungsgewalt, wie auch die staatlichen Würden sich hier vererben.

Der König, welcher mich in seiner Hütte mit großem Ceremoniell empfing, heißt Obi-Akapua. Er saß auf einer aus Sand geformten Bank, über welcher eine granatrote Sammetdecke hüben und drüben auf den Erdboden herniederfiel. Er trug einen langen grünen Rock und auf dem Haupte einen groben, aus Maisblättern geformten Hut, den ein weißer Federbusch schmückte.

Um ihn her saßen die Würdenträger seines Hofes; die höchsten derselben sind die Grundbesitzer (N'didzi-m'boriba's), deren Abzeichen eine Glocke ist, die an dem Griff ihrer Lanzen berlockartig befestigt ist. Die Würde eines N'didzi-m'boriba steht hoch im Preise. Es sind zur Zeit nur acht mit derselben bekleidet. Auf sie folgen die N'di-n'zé's oder N'do-n'zé's, welche an einem Elfenbeinhorn (ofan) kenntlich sind, mit welchem sie scharfe Töne hervorzubringen vermögen. Sie sind am zahlreichsten (in Onitscha etwa 250—300); ihre Würde kostet 100000 Kaurimuscheln (1000 Kauris werten hier etwa 1 Mark), obendrein noch verschiedene Ochsen und Hühner ꝛc.; auch europäische Waren (Stoffe, Gewehre, Pulver, Gin ꝛc.) werden in

Zahlung genommen; der König streicht diese Würdengelder sämtlich in seinen Säckel und gilt deshalb mit Recht als ungeheuer reich.

Neben ihm standen ferner noch die Ärzte (libia genannt), welche zugleich auch als Fetischpriester figurieren, und der Obergeneral (odogo genannt), dessen Würde durch sieben lange weiße Federn, die in seinem aus getrockneten Maisblättern geformten Kopfputz wunderlichen Aussehens stecken.

Nach dem üblichen Austausch von Geschenken, die von meiner Seite in Baumwollstoffen, Glashalsbändern, Spiegeln und einem höchst beifällig aufgenommenen katalanischen Messer, von seiten des Königs in Geflügel, Bananen, einem Kruge Palmöl und einem ganzen Ochsen bestanden, war die Audienz zu Ende.

Da wir uns in der Regenzeit befanden, und ich hoffen durfte, noch lange auf den Creeks fahren zu können, so beschloß ich, zwei Pirogen zu kaufen. Ein Sierra-Leonenser, namens Georges, welchem die Leitung der von der Lissaboner Handelsgesellschaft in Onitscha errichteten Faktorei obliegt, leistete mir hierbei Beistand. Auch warb ich hier noch siebzehn Neger, welche mit meinen acht Kru-Negern die Ruderbänke besetzten. In der ersten Piroge erhielt außer ihnen noch ein Ibo-Neger Platz, welcher mir als Führer, und da er ein paar Worte Englisch verstand, auch als Dolmetsch dienen sollte.

Von zwölf Mann bedient, eröffnete seine Piroge die Fahrt. Ich nahm mit den zwölf Anderen (die allein mit Schießgewehren bewaffnet waren) in der zweiten Piroge Platz. Ein Zelt, das von vier Pfählen gehalten und in der Mitte der Piroge aufgespannt wurde, diente mir als Schutz vor dem Regen und der Sonne.

Auf der Höhe von Atane verließen wir den Niger und bogen in die Creeks des Obotschi-Landes ein. Meine Kru-Neger zeigten ein finsteres Gesicht. Sie gedachten der Erlebnisse in den Creeks des Deltas. Indes wagten sie keine Bemerkung; sie hatten gesehen, daß ich bislang alle Hindernisse glücklich überwunden hatte, und hielten den weißen Mann vor Unglück gefeit.

Die Mündung der Atana-Creeks wimmelt von Flußpferden. Ich sah ihrer mehr als ein Dutzend; alle Augenblicke tauchte ein breiter, dem eines Pferdes ähnlicher Kopf aus dem Wasser herauf, schnaufte geräuschvoll an der Oberfläche und verschwand ebenso rasch wieder. Es gelang mir erst am Morgen, eines derselben zu schießen, das an das Ufer zur Äsung gestiegen war. Der glückliche Schuß wurde von den Schwarzen mit einem lauten Hurrah begrüßt, und geschwind wie der Blitz waren sie am Ufer und machten sich daran, das Tier zu zerlegen, dessen Fleisch uns diverse Leckerbissen lieferte.

VIII.

Bald darauf kamen wir an ein Dorf oder richtiger, eine kleine Stadt: Akkra, das an der Gabelung, von zwei Creeks, unter 6⁰ 41′ 15″ nördl. Br. und 4⁰ 25′ 8″ östl. L. v. Par. liegt. Ich ließ Halt machen, gab Sea-Breeze Befehl, das Frühstück zu bereiten, während ich in Begleitung von zwölf Mann, darunter sechs Kru-Neger, vorwärts eilte.

Die Eingeborenen hatten im Nu von unserer Ankunft Kenntnis erhalten. Sie kamen in Menge herbei, um den weißen Mann zu sehen, besonders die Weiber, jungen Mädchen und Kinder; alle in vollständiger Nacktheit.

Akkra ist in amphitheatralischer Form am Creek gebaut. Die Hütten aus getrocknetem Sande sind geräumig und zum größern Teile mit häßlichen Figuren, welche Leoparden und Kaimans darstellen sollen, verziert. Ich sah einen Fetischtempel, dessen Eintritt durch drei ungestaltete grobgemalte Holzfiguren gewehrt wird.

Plötzlich drangen Geschrei, Gesang und der Ton des Tam-Tam an mein Ohr. Auf mein Fragen erfuhr ich, daß der König von Akkra dem Besuch eines seiner Verbündeten zu Ehren ein Fest feierte. Alsbald vollzog sich eine Bewegung unter der am Eingange der königlichen Hütte gelagerten Menge. Ein paar Neger traten heraus und schritten auf mich zu.

„Der König, unser Herr und Meister,“ sprach mich einer von ihnen in der Ibo-Sprache an, „läßt den weißen Mann bitten, in sein Haus zu kommen und den Festlichkeiten beizuwohnen.“

Ich folgte der Einladung. Nachdem wir durch drei von

einander durch Planken geschiedene Wohnräume geschritten waren, betrat ich das Empfangszimmer: ein einfaches Viereck, das auf drei Seiten mit niedrigen und schmalen Gallerieen umgeben war. In einer derselben saß der König von Akkra, dem Anschein nach ein Mann von etwa 45 Jahren, mit seinem Gast und Freunde, dem König Oputa, welcher Herrscher ist über das weiter oben am Niger gelegene reiche Land Ogbekin. Sie erhoben sich Beide bei meinem Eintritt und hießen mich freundlich willkommen.

Oputa ist ein noch junger Mann, kaum dreißig Jahre alt; seine Augen, seine Stirn, seine ganze Physiognomie tragen den Stempel einer bittern Traurigkeit, welche bei einem Neger, dessen Gesicht in der Regel ein lustiges und triviales Aussehen zeigt, sehr auffällig ist. Ich fühlte mich deshalb unwillkürlich zu dem jungen Häuptling hingezogen, dessen wildes Äußere so seltsam mit seinem träumerischen Gesicht in Widerspruch stand.

Oputa verstand, zufolge der Beziehungen, in welchen er zu der Küste stand, ein paar Brocken Englisch; ich dagegen hatte mir einen kleinen Wortschatz aus der Ibo-Sprache angeeignet, und wenn wir in der Unterhaltung nicht zurechtkamen, sprang uns mein Onitscha-Führer als Dolmetsch zu Hilfe.

Ich nahm Platz zwischen den beiden Majestäten. Kola und Palmwein wurden mir alsbald angeboten. Dann nahmen der Gesang und der Tanz seinen Fortgang. Es war eine echte Saturnalie. Die Frauen der beiden Könige nahmen am Tanze teil. Eine Art Troubadour oder Griot stellte sich hinter uns auf und besang die Waffenthaten des jungen Königs, ließ auch dem weißen Gaste bisweilen ein überschwengliches Lob ertönen.

Der König von Ogbekin behielt seine träumerische Miene bei. Sein Gesicht zeigte nicht die geringste Teilnahme oder Erregung, und während seine ganze Umgebung, die Weiber inbegriffen, sich mit Rum und Gin betranken, beschränkte er sich darauf, dieselben durch kurze Worte zum Tanze zu ermuntern.

Als ich nach dem üblichen Geschenk-Austausch zum Abschied rüstete, erhoben sich die beiden Könige, um mich zu meinem

Kanot zu begleiten. Auf dem Wege dorthin bemerkte ich in einer kleinen, vom Creek gebildeten Bucht eine förmliche kleine Flottille; die Pirogen Oputa's. Auch Oputa gab das Zeichen zur Abfahrt, da er sein Geschäft beim König von Akkra für erledigt ansehen mochte, und im Nu war seine Mannschaft in den Kanots. Er stieg in das in der Mitte befindliche große Boot und lud mich mit der Bemerkung, daß ich am Ausgange des Dorfes meine Piroge finden würde, zur Mitfahrt ein. Ich ließ durch einen meiner Kru-Neger meiner Mannschaft den Befehl zum Aufbruche melden, und folgte der Aufforderung Oputa's. Bald waren wir am Zusammenflusse der beiden Creeks angelangt. Oputa kehrte auf dem nordwestlichen derselben zum Niger zurück. Ich wandte mich ostwärts, um das Land N'Suba zu erreichen. Oputa versuchte mich von meinem Plane, das Innere dieses Landes zu besuchen, abzubringen, da dort jetzt Krieg ausgebrochen sei, und bot mir, als ich dabei beharrte, Mannschaft und Kähne an. Ich lehnte aber sein Anerbieten ab, da ich mit meinen Geldmitteln und anderen Vorräten zu knapp bestellt war, um eine größere Eskorte mir auf den Hals zu laden. Dagegen versprach ich ihm einen Besuch in Ogbekin, sobald ich an den Niger zurückgekehrt sein würde. Ich bot ihm hierauf noch mehrere Sachen zum Geschenk an und schied von ihm mit dem festen Glauben, einen Freund in ihm zu hinterlassen.

Das Land, in welches ich, nachdem ich die Obotschi-Stämme verlassen hatte, drang, trägt den Namen Isuama-Ibo. Es bildet den Mittelpunkt des großen Ibo-Reiches, welches sich vom Lande der Akpoto und Mitschi bis zum Nigerdelta, und vom westlichen Arme der Alt-Kalabar bis zu den Video-Gebirgen ausdehnt. Dieser Teil, Isuama, ist viel gesünder als die Küste; der Boden ist höher und trockener, die Luft ist nicht mit jenen sumpfigen Miasmen geschwängert, welche in dem südlichen, von den Delta-Armen durchzogenen Strichen das gelbe Fieber erzeugen.

In Isuama wird das reine Ibo gesprochen. Seine Haupt-

orte sind: Isiago, Isuama, Elugu und Abaga, die sämtlich auf Hügeln erbaut sind.

Der Inam-Fluß durchschneidet einen Teil des Landes. Im Grunde ist er nur ein Seitenarm des Nigers, der bei Omodeno, im Lande der Nâ, abbiegt und unterhalb von Onitscha, nach einem Laufe von etwa 22 Meilen, wieder in denselben einmündet.

Die Bewohner, welche ich schon auf dem Markte von Onitscha bemerkt hatte, sind Kannibalen. Manche von ihnen sind skalpiert und stark tättowiert. Der eigentümliche Haarwuchs, der diese Neger kennzeichnet, besteht in je einem Haarbüschel auf beiden Schläfen. Er wird durch eine schmerzhafte Operation, die an den Kindern im frühen Alter vorgenommen wird, hervorgerufen; man nimmt denselben die Kopfhaut bis auf eine schmale Stelle an Stirn und Schläfen ab. Diese so Ausgezeichneten führen den Namen »Itshi«; nur die Kinder reicher Eltern haben das Recht, zu einem »Itshi« gemacht zu werden. Die schwarzen Gesellen scheinen auf diese barbarische Sitte sehr eingebildet zu sein, da kein Unbefugter mit dem Haarschmucke eines »Itshi« ausgestattet werden darf.

Außer den großen Distrikten des Ibo-Landes, nämlich: Isuama im Norden, Abo (mit den Orten Aro, Amasuri und Abasim) im Zentrum, Bonny oder Obane, Braß oder Nimbe, Adony und Okrika im Süden, zerfällt eine jede dieser Gegenden wieder in kleinere Distrikte, deren jeder durch einen von dem andern in Sprache und Charakter verschiedenen Stamm, die aber alle dem Kannibalismus huldigen, besetzt gehalten wird.

Die Religion der Ibo-Neger scheint auf den ersten Blick nur eine grobe Götzendienerei zu sein. Aber wenn man ihrem Glauben auf den Grund geht, so bemerkt man mit Bewunderung eine gewisse Zahl von jüdischen Gebräuchen, die freilich durch Zeit und Barbarei wesentliche Änderungen erlitten haben. Ich habe diese merkwürdige Eigentümlichkeit nicht bloß unter den Eingeborenen des Nigers, sondern auch bei den das linke Ufer des Binuë bevölkernden Negerstämmen wahrgenommen. Ich neige deshalb zu dem Glauben, daß in früher Zeit Is-

raeliten hierher gewandert und durch die Länge der Zeit in Verwilderung gefallen sind, sodaß sie weder physisch noch moralisch mehr erkennbar sind. Wie dem auch sei, die Ibo-Leute glauben an ein mächtiges göttliches Wesen, welches ihre Geschicke leitet, sie belohnt und bestraft. Sie nennen dasselbe »Tschuku« oder »Tschi« (soviel wie höchstes Wesen); neben ihm verehren sie jedoch noch ein anderes Wesen, welches den Menschen und die Welt geschaffen hat, nämlich: »Orissa« oder »Tschuku-Okeke«, dessen Macht derjenigen »Tschuku's« gleichkommt.

Gleicherweise glauben sie an die Existenz von bösen Geistern. Der schlimmste derselben entspricht dem Satan und heißt »Kamallo« oder »Igwik-Alla« (»Igwik« bedeutet in ihrer Sprache einen hoch herabgestürzten Gegenstand, und »Alla« bedeutet Erde: »Igwik-Alla« bezeichnet also nichts anderes als einen auf die Erde gestürzten Engel).

Endlich glauben die Ibo-Leute an die Seelenwanderung und sind überzeugt, daß sie, je nachdem sie gut oder böse gelebt haben, wieder auf die Erde zurückkommen, aber unter neuen Gestalten und in neuen Verhältnissen, die sich, je nachdem sie Belohnung oder Strafe verdienen, verändern.

Ähnlich den Juden, welche Jerusalem, und den Muhamedanern, welche Mekka verehren, haben auch die Ibo-Neger ihre heilige Stadt, welche das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten bildet, nämlich das im Mittelpunkte des Landes, etwa 25 Meilen vom linken Ufer des Niger gelegene Aro, dessen überall im Lande sehr geachtete Bewohner sich »Omo-Tschuku« (d. h. Kinder des höchsten Wesens) nennen. Die Bevölkerung von Aro ist ziemlich zahlreich, und man hört dort die Dialekte aller an den Ufern des Niger wohnenden Stämme, besonders diejenigen der Elugu- und Isuama-Neger.

Ich hatte in der Hoffnung, den Bonnyfluß (hier Okoloba genannt) zu erreichen, eine nordöstliche Richtung eingeschlagen. Der Bonnyfluß führte, wie man mich versichert hatte, in das N'jube-Land. Ich geriet auf diese Weise vor eine Stadt, welche, wie mir später bekannt wurde, den Namen N'Teja führte. Ich

bemerkte daselbst auf dem Flusse ein lebhaftes Treiben. Die Bewohner schienen zu den Waffen zu greifen. Ich begann zu fürchten, daß dieselben zu einem feindlichen Angriff auf uns sich vorbereiteten. Sie riefen uns unter lebhaften Gestikulationen zu, anzuhalten; einige machten sogar Miene, ihre Bogen auf uns zu richten. Es war mir nicht gerade behaglich zu mute, und wohl oder übel rüstete ich mich zu einem ihrem Verhalten entsprechenden Empfange, als meine zwei Pirogen im Nu von etwa zwanzig dichtbemannten Kanots umringt waren, welche uns entschieden an jeder Weiterfahrt verhinderten. Ich verteilte an alle meine Leute Waffen. Nach einem kurzen Palaver aber mit dem Führer des einen Kanots teilte mir mein Onitscha-Mann mit, daß niemand böse Absichten gegen uns hegte, sondern ihr König lediglich unsern Besuch wünschte.

Diese ritterliche Art, mich zu einem Besuche zu zwingen, beunruhigte mich allen Ernstes. Aber es blieb mir keine Wahl. Die schwarzen Gesellen umringten mich in einer so großen Schar, daß mir für den Augenblick jeder Ausweg so gut wie abgeschnitten war.

Ich bequemte mich deshalb, ans Land zu gehen. Mein Dolmetscher, sechs Kru- und acht Onitscha-Neger begleiteten mich. Sea-Breeze mit dem Rest meiner Eskorte blieb zur Bewachung der Kanots zurück.

IX.

Der König Ogene erwartete mich unter einem Strohschuppen, umgeben von einer vierfach aufgestellten Kriegerreihe. In der unmittelbaren Nähe des Königs starrte ein förmlicher Lanzenwald. Die großen Würdenträger standen, mit Bogen, Pfeilen, Messern, Wurfspießen und einigen Steinschloßgewehren bewaffnet, hinter ihnen.

„Aha," dachte ich, »hier weht entschieden ein kriegerischer Wind! Wenn die Leutchen hier die weißen Männer auf dem Korn haben, dann bin ich ein schöner Tropf gewesen, mich ihren Händen zu überliefern."

Nichtsdestoweniger trat ich dem König mutig entgegen. Er deutete mit der Hand auf einen Sessel, welchen man soeben hereingebracht hatte. Seine Miene war freundlich. Aber er reichte mir die Hand nicht, wie es die anderen Häuptlinge, die meinen Besuch angenommen, gethan hatten. Ich schöpfte Argwohn, aber unrechter Weise. Später erfuhr ich durch meinen Dolmetscher, daß König Ogene zugleich tapfer und schüchtern ist, daß er mutig im Kriege ist, aber fortwährend in der Angst lebt, vergiftet zu werden. Diese Angst ist so groß, daß er Niemandes Hand zu berühren wagt. Er ist ein tüchtiger Arzt, der die tödlichen Gifte aufs genaueste kennt; sein Wissen aber hat seine Angst nur vermehrt.

„Beké" (weißer Geist), sprach er mich an, »was suchst Du hier?«

„Erhabener König," versetzte ich, „ich will mich überzeugen, ob der Boden Deines Landes fruchtbar ist, ob seine Erzeugnisse gut sind, ob man leicht bis zu Dir gelangen kann,

um das Öl Deiner Palmbäume und das Elfenbein Deiner Elefanten gegen Zeugstoffe, Waffen, Perlenhalsbänder und hunderterlei andere schöne Sachen einzutauschen, welche die weißen Männer erzeugen und, wenn Du uns Deine Freundschaft zusicherst, von jetzt an zu Dir schaffen werden."

„Höre, Beké," versetzte der König, „ich will Dir nichts Übles zufügen; denn Tschuku würde denjenigen mit seinem Zorne verfolgen, welcher Hand an den weißen Mann legen wollte. Aber ich verbiete Dir, weiter in mein Land zu dringen! Du siehst, mein ganzes Volk steht in Waffen. Ich habe den Ogidis, meinen Nachbarn, den Krieg erklärt. Die Ogidis sind Menschenfresser. Wenn Du versuchen solltest, weiter in der Richtung der aufgehenden Sonne zu reisen, so werde ich den Befehl geben, Dich und die Deinigen umzubringen, und Tschuku wird keinen Zorn auf mich senden, denn was ich thue, thue ich zum Wohle meiner Unterthanen. Kehre nach dem großen Osimirin zurück! Später, wenn die Ogidi ausgerottet sein werden, magst Du wiederkommen mit den schönen Sachen, von denen Du erzählst, und ich werde Dir im Tausche dafür Palmöl und Elfenbein geben."

Da ich die Einwendung erhob, daß ich nicht gewillt sei, auf demselben Wege zum Niger zurückzukehren, auf welchem ich gekommen, versprach er, mir einen Weg zu zeigen, welcher sich im Westen teilt und den Jnamfluß mit dem Niger verbindet, fügte aber hinzu, daß er niemals erlauben würde, mich in östlicher Richtung, nach den Ogidis zu, weiterzuführen.

Hier blieb unsere Unterredung stehen. Er erhob sich und lud mich ein, dem bevorstehenden Einmarsche seiner Feldtruppen zuzuschauen.

„Du wirst mir Glück bringen, Beké," sagte er; „komm mit mir und sieh, wie Ogene die Gnade Tschuku's auf das Haupt seiner Krieger herabfleht."

Bei diesen Worten verließ er den Schuppen und begab sich, gefolgt von allen seinen Würdenträgern, an das Ufer des Creeks, an welchem ich gelandet war, während ein Häuptling an seiner Seite einen Höllenlärm mit einem trompetenartigen,

»Konko« genannten Instrument anstimmte, worauf alsbald alle Krieger des Stammes herbeigeeilt kamen.

Wir machten an einer Baumgruppe unfern vom Ufer Halt. Hier nahm die Feierlichkeit ihren Verlauf. Auf einer Art von Bockgerüst lag eine ungeheure Kalebasse; neben ihr stand der libia (oder Doktor), welcher, wie schon früher bemerkt, mit der Ausübung seiner Kunst den Dienst als Großpriester des Fetischkultus verbindet. Der König und die Häuptlinge gruppierten sich um ihn her. Hinter ihnen nahmen in regellosem Durcheinander die alten Leute und Kinder, sämtlich von Neugierde getrieben, Platz.

Der Libia begann damit, daß er die Kalebasse mit Steinen, Knochenstücken, Elfenbeinsplittern, Schlangengliedern und dergleichen Krimskrams füllte; zu diesem seltsamen Gemisch gesellte er ein paar geheiligte Kräuter, die er bei sich führte. Inzwischen heulten die Konko-Musikanten auf eine gräßliche Weise.

Plötzlich befahl der Libia Ruhe und schrie:

„Tschuku will reden, Tschuku will seinen hohen Befehl verkünden! Mögen die Guten ruhig warten, aber die Bösen sollen zittern!“

An dieser Stelle seiner Ansprache ergriff er ein Huhn, dem er über der Kalebasse den Kopf umdrehte. Tiefste Ruhe herrschte in der Menge, während der Fetischmann die Augen starr auf seine diabolische Olla-potrida geheftet hielt und in einen geheimnisvollen Verkehr mit den Geistern zu treten schien.

Plötzlich erhob er den Kopf.

„Das Orakel hat gesprochen!“ schrie er. „Die verfluchten Söhne Ogidi's werden durch eure Arme vernichtet werden, Soldaten Ogene's! Eure Hütten werden mit Beute geschmückt werden. Die Herden und Weiber der Ogidis werden Euch gehören! Soldaten Ogene's! Ihr werdet siegen!“

In ekstatischer Verzückung ergriff er die Kalebasse, reichte sie dem König, dann den Häuptlingen. Jeder ergriff entweder einen Stein oder ein Knochenstück. Dann machte die Kalebasse die Runde bei den Kriegern, die sich sämtlich einen Fetisch aus

ihr herauslangten, dessen Eigenschaften seinem Besitzer die Unverwundbarkeit verliehen.

Der König näherte sich hierauf dem Gaukler, welcher von einem großen, von der Zeit geschwärzten Stein das ihn bisher den Blicken verdeckt haltende Bananenblatt entfernte, hob den Stein auf und rief:

„Beim Isi! ich schwöre, die Ogidis auszurotten!“

Die Häuptlinge und Krieger wiederholten die Handlung und den Schwur des Königs. Dann warfen dieselben in einer ekstatischen Verzückung ihre Lanzen in die Höhe, tanzten und sprangen wie toll umher, während die Konkos geblasen wurden und alles wild durcheinanderbrüllte.

Jetzt trat der König zu mir, ließ ein Geflügel, Bananen, große Ignamen und Palmwein bringen und nahm mit dem Zeichen einer lebhaften Dankbarkeit verschiedene Geschenke von mir als Ersatz dafür an. Dann forderte er mich zum sofortigen Aufbruch auf und nahm mir das Versprechen ab, nicht nach Osten zu reisen. Augenscheinlich fürchtete er, daß meine Ankunft bei den Ogidis den Himmel diesen günstig stimmen werde. Ich versuchte nochmals Einwendungen, sah aber bald die Nutzlosigkeit derselben ein, und um für jetzt und später nichts zu gefährden, beharrte ich nicht mehr darauf. Übrigens war es mir aus verschiedenen Gründen nicht unerwünscht, baldmöglichst zum Niger zurückzukehren, um mich mit verschiedenen, für meine Binuë-Fahrt unentbehrlichen Gegenständen zu versorgen.

Ich befahl also die Abfahrt und nahm in der besten Weise von Ogene und seinen Leuten Abschied.

Der Creek, welchem ich von N'Teja aus gefolgt war, läuft erst nordwärts nach dem Inam-Lande und durchschneidet mehrere Handelsplätze. Der Distrikt Onitscha zählt ihrer sechs: Afo-Uku, Uko-Uku, Orie-Uku, N'kuwo-Uku, Eke-Uku und Uku-Uku; neben ihnen vier kleinere: Orie-Nta, Eke-Nta, N'Huwo-Nta und Afo-Nta. (Uku bedeutet in der Ibo-Sprache groß, Nta dagegen klein). Mit dem Markte von Onitscha gibt das sieben Märkte. Da diese Zahl in Übereinstimmung mit den Tagen

der Woche steht, so trifft es sich, daß nach unserem Kalendarium die Märkte auf bestimmte Tage fallen. Der Onitscha-Markt fällt immer auf den Freitag. Wollte man aber hieraus folgern, daß die Neger die Zeit in Wochen von sieben Tagen zu teilen pflegen, würde man vollständig irren. Der Neger hat keinen Begriff von der Einteilung des Jahres in Monate und Wochen; sie rechnen die Zeit aus nach der Sonne, dem Monde und der Wiederkehr der Jahreszeiten; und wenn ihre Märkte auf einen Wochentag fallen, so ist das Zufall. Dagegen dienen ihnen die Namen der Märkte zur Bezeichnung gewisser Ereignisse, z. B. der Zeit einer Zusammenkunft oder dergleichen; so sagen sie: ich will euch in Afo-Uku sehen, ganz in der Weise als wenn wir sagen: ich will dich am Mittwoch treffen; desgleichen halten sie im Gedächtnis fest, daß der oder jener ihrer Verwandten am Tage nach dem letzten Onitscha-Markte gestorben ist, also am Sonnabend, und so weiter. Aber ich wiederhole, daß sie die Zeit nicht nach Wochenabschnitten rechnen; und wenn die Anzahl ihrer Märkte acht oder neun wäre, so würden sie sich derselben in der nämlichen Weise bedienen. Ihnen gilt ein Tag so viel wie der andere, und die Feste, welche sie feiern, haben niemals statt an vorherbestimmten Tagen, sondern sind abhängig von dem frühern oder spätern Eintritt der Jahreszeiten, gleichwie der Zeit, zu welcher sie gewöhnt sind zu pflanzen oder zu ernten.

Infolgedessen kennen sie natürlicherweise auch ihr Alter nicht; sie haben überhaupt absolut keine Einrichtung, welche derjenigen unseres Zivilstandes und wenn auch noch so entfernt, ähnlich wäre. Ich setze hinzu, daß die Negerinnen gar nicht daran denken, aus dieser Lücke Nutzen zu ziehen; freilich übernimmt es die Zeit, auf ihrem Körper die Zahl der Frühlinge zu zeichnen, welche sie gesehen haben; und kein Mittel der Kunst, ach! vermag es, sie Lügen zu strafen.

Die Neger teilen das Leben in vier Hauptperioden: die Kindheit, wo der Mensch von anderen genährt und gepflegt wird; das Jugendalter, wo er sich schon allein weiter helfen kann; das Mannesalter, wo er im stande ist, Frauen zu nehmen

und in den Krieg zu ziehen; endlich das Greisenalter, wo er bei gewissen Stämmen als ein unnützes Wesen, als ein überflüssiger Mund, als eine Last angesehen und deshalb oft gewaltsam beiseite geschafft wird. In manchen Gegenden habe ich zu meiner Verwunderung keine alten Leute angetroffen. Dagegen wird wieder anderwärts, z. B. gerade am obern Niger, das Alter geachtet und geehrt; man holt sich Rat bei ihm und bewahrt es vor Nahrungssorgen.

Von einer Familie ist, wie ich bereits bemerkte, bei den Negervölkern kaum die Rede. Sobald die männlichen Kinder das Alter erreicht haben, wo sie sich selbst ihre Nahrung verschaffen können, verlassen sie die Mutter, nicht selten auch den Stamm, und leben in der ersten Zeit je nach Gefallen oder Instinkt, von der Jagd, vom Fischfang, vom Raub, in den späteren Jahren vom Handel oder vom Kriege. Die Mädchen werden von den Eltern so lange behalten, bis sie das zwölfte Jahr erreicht haben. Zu dieser Zeit werden sie mannbar, und sobald für eine von ihnen der vom Vater geforderte Kaufpreis erlegt worden ist, gilt sie als verheiratet.

Die Zahl der Weiber, welche ein Mann besitzen kann, ist unbeschränkt, denn sie hängt von seinem Vermögen ab. Jede von einem Manne gekaufte Frau wird die Sklavin desselben; sie muß sich allen seinen Launen fügen und für ihn arbeiten. Mit ihresgleichen besorgt sie den Haushalt und die Geschäfte. Die Ankunft einer neuen Rekrutin wird von den schon anwesenden Insassinnen einer Hütte nicht etwa mit scheelen Augen betrachtet; im Gegenteil: die älteren Frauen schätzen sich glücklich über einen derartigen Zuwachs, und das erklärt sich folgendermaßen: jemehr Frauen in der Gewalt des Mannes sind, desto geringer wird die Arbeitslast für eine jede von ihnen. Man muß gestehen, daß dies eine originelle Konsequenz der Polygamie ist, so wie die Neger diese Einrichtung auffassen.

Die Ibo-Neger sind im allgemeinen unverschämte, jähzornige Gesellen. Sie lieben den Krieg um den Krieg. Gewöhnlich machen sie weder Gefangene noch Sklaven, sondern führen den Krieg aufs Messer, ohne Pardon, wild und mit

einer beispiellosen Todesverachtung. Sie schneiden den Kopf des Feindes ab, der ihnen als Trophäe gilt, und hängen den Rumpf an einem dem Schlachtfelde nahen Baume auf. Die kannibalischen Stämme dagegen verzehren die erschlagenen Feinde unmittelbar nach der Schlacht.

So grausam übrigens ihre Kriegführung ist, so kennen die Ibo-Neger doch eine Art von Gottesfrieden, anaya genannt. Tritt derselbe ein, und wenn's während des hitzigsten Kampfes ist, so darf der Neger ungestraft den Verwandten besuchen, welchen er vielleicht im Schoße des feindlichen Stammes besitzt. Es ist ein Vorrecht, auf welches sie sehr stolz sind und das sie streng respektieren. Wehe Demjenigen, welcher mit Nichtachtung der anaya die Hand an einen Feind legen würde, der auf Besuch bei einem seiner Angehörigen sich befände!

Obgleich sie im Allgemeinen nicht die Gewohnheit haben, männliche Sklaven im Kriege zu machen, so verwahren sie doch immer einige Gefangene, um für die bei gewissen Festen unumgänglichen Menschenopfer eine Anzahl von Individuen zur Verfügung zu haben. Bis zu der Zeit, wo sie gebraucht werden, hält man diese Unglücklichen in der Nähe des Tempels, unter der Obhut der Libias: und da sie über das ihnen aufbewahrte Schicksal nicht im geringsten Zweifel haben, so kann man sich ihren entsetzlichen Todeskampf denken! Wenn es sich übrigens trifft, daß zu einem solchen Fest kein Stock an Gefangenen vorrätig ist, so wird, um sich solche zu verschaffen, alsbald irgend einem Stamme der Krieg erklärt; denn in dieser Hinsicht kennen die Fetischmänner keine Ausnahme, und der Stammeshäuptling muß sich der Blutgier dieser Gaukler unbedingt fügen!

In ganz Ibo ist das Gesetz der Blutrache im Brauche. Jeder Mörder bleibt, so lange die Blutthat nicht durch seinen Tod gerächt ist, der Rache der Verwandten preisgegeben. Zahn für Zahn, Auge um Auge, Leben um Leben: das ist der ganze Strafkodex des Landes. Gelingt es dem Mörder, sich durch die Flucht zu retten, dann hält man sich an einen der Seinigen, der ihm aber im Rang gleich stehen muß, und dieser bezahlt mit seinem Kopfe die Schuld des Flüchtigen.

Wir waren achtzehn Stunden lang in den Creeks von N'Subé gefahren, als wir nordwärts steuerten. Ich war von der Einsamkeit dieser Gegenden betroffen. Wiederholt waren Pirogen, die uns entgegenfuhren, plötzlich umgekehrt; dann wieder waren Neger, die am Ufer standen, mit lautem Geschrei, so rasch wie ihre Beine sie tragen konnten, davon gelaufen. Und wenn ich den Fuß ans Land gesetzt und ihre Hütten aufgesucht hatte, fand ich alles leer. Ich neigte mich zu dem Glauben, daß man uns für Feinde hielt. Die Lage wurde kritisch. Wir mußten auf der Hut sein. Ich nahm mir vor, nur am hellen Tage, und überhaupt nur im äußersten Notfalle, ans Land zu gehen.

Es war beinahe achtundvierzig Stunden her, daß wir von N'Teja aufgebrochen waren. Gegen Nachmittag unterschied ich in der Ferne die vom König Ogene mir angezeigte Gabelung des Creeks: der rechte Arm fließt ostwärts in das Land der Ogidis; der linke, welchem ich folgen mußte, verlief, wenigstens wie mir gesagt worden war, nach dem Inam-Flusse und dem Niger.

In demselben Augenblick, als die etwa zwanzig Meter vorauf fahrende Piroge des Onitscha-Führers angesichts der Gabelung ankam, bog sie jäh herum und flüchtete eiligst in der Richtung auf mich zu. Das war ein sicheres Zeichen für eine herannahende Gefahr. Im Nu war meine Mannschaft auf den Beinen und hielt die Waffen in Bereitschaft. Aber ebenso geschwind bogen vier große Pirogen in den Creek, deren jede mit wenigstens dreißig Negern bemannt war, die mit wildem Geschrei hinter dem Boote meines Führers entlang schossen.

Dasselbe hatte aber mein Boot erreicht. Ich versah die Mannschaft hastig mit zwölf Remington-Gewehren und zwei Säcken voll Kartuschen, gab meinen Leuten Befehl, sich nach dem Ufer zurückzuziehen, um uns vor Umzingelung und Umwerfen zu schützen, denn das letztere beabsichtigten die mit Gewalt auf uns einstürmenden Feinde augenscheinlich.

Ein Hagel von Pfeilen und Wurfspießen schwirrte um unsere Köpfe. Jeder suchte Deckung, so gut solche zu finden

war, der eine hinter einem Fasse, der andere hinter einem Gemüsesacke, ein dritter hinter leeren Kisten.

Als die Hallunken den Donner unserer Waffen hörten, als sie mehrere ihrer Genossen zusammenbrechen sahen, packte ein solches Entsetzen die Angreifer, daß sie nicht mehr zu zielen vermochten, und ihre Geschosse sämtlich über unsere Köpfe wegflogen. Meine Mannschaft, besonders meine Kruleute, die mit dem Remingtonkarabiner ziemlich gut vertraut waren, hielten sich mit einer Bravour, auf die ich nicht gerechnet hatte: Go-Fast besonders, der dicht neben mir stand, bewies sehr viel Kaltblütigkeit und schoß ohne Unterbrechung.

Die Neger, die von unseren Kugeln getroffen wurden, schlugen zumeist über den Rand ihrer Kanots in das Wasser, die anderen wurden die Beute eines tödlichen Schreckens. Plötzlich stieß Go-Fast einen Schrei aus. Er war von einem Pfeile in die rechte Schulter getroffen worden und zusammengebrochen.

Bis dahin hatte ich aus Menschlichkeit explosive Geschosse vermieden. Jetzt aber lud ich, von Zorn übermannt, ein solches in meinen Karabiner. Die Wirkung war furchtbar. Eine der feindlichen Pirogen sank, und wir bekamen Luft. Aber die schwarzen Gesellen sind so flink und schwimmen so gewandt, daß alle, welche ins Wasser gestürzt waren, nach Verlauf von kaum einer Minute in den andern Kanots Zuflucht gefunden hatten, die sofort eiligst das Weite suchten und bald außer Schußbereich gelangt waren.

Sobald ich mich versichert hatte, daß sie wirklich geflohen waren, begab ich mich zu Go-Fast, um seine Wunde zu untersuchen. Der Pfeil stak noch im Fleische. Es war ein sehr kleines, aber gefährliches Geschoß, dessen Eisenspitze die Form eines Widerhakens hatte. Der arme Kerl hatte gräßliche Schmerzen auszustehen, bis es mir gelungen war, den Haken aus dem Fleische zu lösen. Hierauf begab ich mich in Begleitung meines Onitscha-Führers und einiger Kruleute ans Land, um die von den Negern gegen das Pfeilgift angewendete, unter dem Namen »raidore« hier bekannte Pflanze zu suchen,

die, wie mich die Onitscha-Neger versicherten, im Bereich der Creeks in Mengen wüchse. Nach mehr als einstündigem Suchen fanden wir das Kraut. Es ist eine kleine Pflanze mit langen, dünnen Blättern und einer weißen Blüte. Die Blüten und Blätter geben einen Aufguß, welcher dem Pfeilgift seine gesundheitsschädliche Wirkung nimmt.

Der Zustand Go-Fast's besserte sich im Nu, als ich ihm nach Ausbrennung der Wunde mit Pulver dieselbe mit diesem Aufguß auswusch.

Ich ließ ihn an das Hinterteil der Piroge schaffen und setzte meine Fahrt auf dem in halbnordwestlicher Richtung verlaufenden Creek fort, um vor Einbruch der Nacht außerhalb dieser gefahrvollen Gegend zu gelangen.

X.

Das Land, in welches wir am andern Tage gelangten, wird vom Stamme der Annam bewohnt. Es scheint ungeheuer fruchtbar zu sein. Die Ignamen- und Bananen-Anpflanzungen übertreffen fast diejenigen des untern Niger, und die Ölpalmenbäume werden mit Sorgfalt gebaut.

Die Eingeborenen von Annam sind schön, groß und wohlgebaut. Sie tragen statt der bei den Negern am Niger allgemein üblichen schweren Elfenbein- oder Kupfer-Armbänder am Knöchel eine Art feingearbeiteter metallischer Becken von mindestens 16—18 cm im Durchmesser; sie sehen fast aus wie Rasierbecken, haben in der Mitte ein Loch, um dem Fuße den Durchgang zu gestatten, und bleiben, sobald sie einmal an Ort und Stelle sind, für die ganze Lebenszeit dort sitzen, da es nicht möglich ist, sie wieder abzustreifen. Übrigens sind die dicken Elfenbeinringe, mit denen die reichen Negerinnen ihre Knöchel verzieren, kein zufälliger Schmuck, sondern entsprechen dem in Europa üblichen Trauring und werden gleich diesem von Mann und Weib ausgetauscht, mit dem Unterschiede freilich, daß der Fingerring des Europäers sich abstreifen läßt, während der Beinring des Negers, wie gesagt, zeitlebens angeschmiedet bleibt, und nicht im geringsten eine angenehme Zugabe ist, denn man denke sich nur das Gewicht eines solchen aus dem breitesten Teile eines Elefantenzahnes herausgearbeiteten Ringes und den Druck, den ein solcher Gegenstand auf das Beingelenk übt.

So lästig dieser Schmuck ist, würde doch jede Frau, welche denselben wegschenken oder verkaufen oder auch durch Ungeschick

zerbrechen wollte, so angesehen werden, als ob sie sich gegen ihre Pflichten vergangen hätte; sie würde der Verachtung anheimfallen und mit Schimpf und Schande aus dem Stamm gestoßen werden; wer weiß, ob die Ärmste nicht in vielen Fällen einen unglücklichen Zufall oder eine Ungeschicklichkeit mit dem Leben bezahlen muß! Mehr als einmal habe ich versucht, mir einen dieser Ringe gegen ein Stück Stoff oder eine Reihe Perlen zu verschaffen; so sehr die Begierde der Weiber aber durch den Anblick dieser Gegenstände wachgerufen wurde, habe ich den Besitz eines solchen Ringes nicht erreichen können. Man darf den Negern also Glück wünschen, wenn die Treue ihrer Weiber so fest sitzt und so festgehalten wird, wie der Ring, welcher als Symbol derselben gilt . . .

Schon nähern wir uns sichtbar dem Niger. Die Creeks, die im Innern so häufig finster und schmal sind, verbreitern sich, werden heller, und oftmals kreuzen Fischerpirogen unsere Fahrt. Bei unserem Anblick bekunden die stromauf fahrenden Neger eine lebhafte Verwunderung, die nicht frei von Furcht ist. Sie zeigen aber eine friedliche Miene und hier und da gelingt es mir sogar, Fische und Gemüse von ihnen zu kaufen. Auch erfuhr ich von ihnen, daß der große Osimirin (wie der Niger von ihnen genannt wird) nicht mehr fern sei, und daß sie selbst dorthin zurückkehren würden, wenn sie den Markt von Oputa besucht hätten; ich erhielt durch sie auch die Gewißheit, daß ich mich wirklich im Ogbekin-Lande befand, und daß der große Wasserlauf, auf welchem ich entlang fuhr, ein Arm des Inam-Flusses war. Bald erkannte ich auch am Horizont eine breite Ausbiegung: es war der Niger, den ich vor mir hatte, während auf dem linken Ufer, wenig entfernt vom Ufer, Ogbekin, die »Hauptstadt« von Oputa sich zeigte.

„Hurrah!“ riefen meine Ruderer. Für sie war der Niger die Rettung, die Sicherheit, die Ruhe!

Ogbekin liegt im 6. Grad 25′ 30″ nördl. Br.; der über den Ort herrschende Häuptling heißt Oputa. Die gleichnamige Landschaft, deren Hauptstadt Ogbekin ist, erstreckt sich weit nach dem Innern und auch über den Creek hinaus.

Kaum waren meine Pirogen gelandet, als die Eingeborenen sich in der Nähe des Ufers scharten. Ohne mich um sie zu bekümmern, ging ich direkt zum König in Begleitung eines mit der belgischen Flagge, die für gewöhnlich am Hinterteil der Piroge wehte, ausgestatteten Krumannes und gefolgt von Go-Fast, den vier seiner Landsleute in einer Hängematte trugen.

Oputa, welcher von meiner Ankunft benachrichtigt worden war, kam mir mit einer zahlreichen Eskorte entgegen. Ich fand ihn, wie ich ihn verlassen hatte, träumerisch und traurig; Er bewillkommnete mich auf eine höchst originelle Manier; nachdem er mit mir den üblichen Händedruck gewechselt hatte, hielt er einen meiner Finger zwischen Daumen und Zeigefinger fest und ließ denselben erst los, nachdem er unter scharfem Druck mit den beiden Fingern bis an das Gelenk hinunter gefahren war. Gleichzeitig wiederholte er dabei das Wort onowa. Wie es scheint, bedeutet diese Empfangsweise eine Freundschaftsbezeigung. Diese Art von Händedruck findet sich gleicherweise bei den Eingeborenen am untern Niger und an den Deltaflüssen.

Oputa führte mich zu seinen Hütten, und nachdem er mich mit Palmwein, Bananen und Kolanüssen bedient hatte, lud er mich ein, ihm meine Reise-Erlebnisse mitzuteilen. Die um ihn her sitzenden Häuptlinge folgten aufmerksam der Schilderung meines Aufenthaltes in Ibo. Über den mir aufgedrungenen Kampf war der König so ergrimmt, daß er fast geneigt war, selbst zum Kriege zu schreiten. Ich benutzte diese günstige Stimmung im Interesse des verwundeten Go-Fast. Derselbe wurde alsbald in eine der königlichen Hütten geschafft und der Pflege des Libia übergeben. Mir selbst bot er einen kleinen, von einer Galerie umschlossenen Raum, wo ich meine Hängematte anbringen ließ.

Bevor ich mich zur Ruhe begab, ordnete ich die Forderungen der Onitscha-Leute, deren Vertragszeit abgelaufen war. Ich händigte jedem ein in englischer Sprache geschriebenes Zeugnis ein, in welchem ich ihnen bescheinigte, daß sie mir wacker und treu gedient hatten. Dieses Papier hielten sie in großen

Ehren, und hefteten es in Ermangelung eines Fetisches an eins ihrer Amulette. Nachher bezahlte ich ihnen den vereinbarten Lohn, welcher zwar in Anbetracht der überstandenen Gefahren nicht zu hoch war, aber doch in mein Besitztum eine starke Bresche riß. Mit schwerem Herzen überschaute ich, als ich in meine Hütte trat, den Rest der mir verbliebenen Waren.

Mein Onitscha-Führer war der einzige, welcher die bestimmte Erklärung abgab, mich auf jeden Fall bis nach dem Binuë zu begleiten. Ich nahm mir vor, Oputa um eine Piroge anzugehen und meine Fahrt mit sieben Mann fortzusetzen, von denen sechs rudern, Sea-Breeze und der Onitscha-Mann das Steuer führen sollten, Go-Fast, dessen Wunde die weitere Teilnahme an der Fahrt hinderte, wollte ich bis zu seiner Wiederherstellung unter der Obhut Oputa's lassen.

Sobald der König meine Absicht in Erfahrung gebracht hatte, bot er mir soviel Pirogen und Ruderer an, als ich mitzunehmen Lust hätte. Ich lehnte jedoch in Anbetracht meiner beschränkten Mittel seine glänzenden Anträge ab; hütete mich dagegen wohl, den wahren Beweggrund meiner Meinung zu verraten. Ich wäre sonst sicher Gefahr gelaufen, in seiner Achtung um einige Stufen zu sinken, und ich hatte nicht im geringsten Lust, die gute Meinung, in welcher ich bei ihm stand, irgendwie zu gefährden. Ich erklärte meine Weigerung damit, daß ich vor der Hand nicht gesonnen sei, meine Forschungsreise zu forcieren, und deshalb mit einer Piroge für meine sieben Mann und den Onitscha-Führer vollständig genug hätte.

Ich genoß seit langer Zeit wieder einmal eines geregelten Schlafes. Am andern Morgen, als ich an das Lager unseres Verwundeten treten wollte, stürzte Sea-Breeze mir mit dem Rufe entgegen:

„Go-Fast liegt im Sterben!“

Ich trat zu dem armen Teufel. Sein Zustand war ein verzweifelter. Ich war um so erschreckter hierüber, als ich ihn am Abend vorher in keiner ungünstigen Verfassung zurückgelassen hatte. Zuerst hatte ich den Negerdoktor in Verdacht, einen

Hallunkenstreich ausgeführt zu haben. Aber ich erfuhr bald den Zusammenhang. Oputa hatte Lebensmittel in Überfluß austeilen lassen. Go-Fast, der ein großer Feinschmecker war, hatte trotz meinem Verbote übermäßig zugesprochen und sich den Magen überladen: ein Fehltritt, welcher verhängnisvoll für ihn werden sollte, denn er starb gegen Mittag.

Sein Tod war mir um so betrübender, als ich erwartete, daß derselbe auf seine Gefährten eine nachteilige Wirkung ausüben würde. Ich wußte zwar, daß sie mich nicht verlassen würden, so lange wir uns in den Ländern Oputa's befanden, der sie sofort würde haben verfolgen lassen. Aber wenn wir unterwegs waren, konnte sich das leicht ändern.

Um die Treue und Tapferkeit Go-Fast's zu ehren, ordnete ich für den kommenden Tag ein festliches Begräbnis an. In Ermangelung eines Sarges ließ ich den Leichnam in ein Stück Segelleinwand einnähen, bedeckte ihn mit der belgischen Fahne und ließ ihn den ganzen Tag hindurch unter Bewachung von zwei Krumännern ausgestellt.

Am andern Morgen trugen seine Gefährten ihn aus der Stadt hinaus, unfern von dem Creek, auf welchem ich angelangt war. Ich folgte den Trägern. Oputa hatte einige Krieger zu meiner Begleitung befohlen; aber entgegen dem bei solchen Anlässen sonst hierzulande üblichen Brauch verbot ich jedes Geschrei und jeden Tanz um den Leichnam. Sobald derselbe in die Grube hinabgelassen worden war, wendete ich mich an die Krumänner mit den Worten: „Das Betragen Go-Fast's ist eine Ehre für euer Volk. Er ist brav gewesen, treu und ehrlich. Verhaltet euch so wie er sich verhielt, und gedenkt eures Eides! Adieu, Go-Fast! Der weiße Mann wird Dich in gutem Andenken behalten."

Nachdem wir ins Dorf zurückgekehrt waren, überwies ich Sea-Breeze den Lohn, welchen Go-Fast zu fordern hatte mit dem Bemerken, daß er dasselbe seinen Eltern oder Verwandten übergeben möge.

Oputa setzte sein freundschaftliches Benehmen gegen mich fort. Er begleitete mich auf verschiedenen Ausflügen, die ich

in die Umgegend von Ogbekin machte, und erklärte mir verschiedene Gebräuche und Sitten seines Volkes. Am andern Tage wurde das Fest der zweiten Ignamen-Ernte gefeiert. Der König lud mich dazu ein. Vom frühen Morgen an verkündeten die Konkos (Art Trommeln) seinen Anfang. In Bälde hatte der ganze Stamm sich vor der königlichen Hütte versammelt. Ich fand hier meinen Gastgeber. Die Würdenträger folgten. Alle grüßten den König respektvoll; es ist ihnen verboten, sich angesichts desselben niederzusetzen. Jede hohe Persönlichkeit wird von einem Diener begleitet, welcher in einer großen Kalebasse (fan genannt) einen Gegenstand, über dessen Natur ich nie recht klar werden konnte, trägt. Dann erhob sich der König und winkte mir, ihm zu folgen. Die Menge that, was der König that. Der Zug bewegte sich in der Richtung nach einen großen Wollbaum, der auf dem freien Platze, gegenüber von unseren Wohnungen, stand. Dort befand sich der Libia, umgeben von seinen Jüngern. In dem Augenblick, als wir die königliche Hütte überschritten, stellte sich ein Neger von Oputa's Gefolge gleichfalls mit einer gefüllten Kalebasse an die Seite des Königs.

Sobald wir an dem Bombaxbaum angekommen sind, treten die Häuptlinge, der König an der Spitze, vor den Priester hin und schütten den Inhalt der Kalebasse vor seine Füße: es waren je etwa ein halbes Dutzend frisch geernteter Ignamen, Kolanüsse und roher Fisch. Der Libia nahm drei Ignamen und schnitt sie in Stücke. Jeder der Häuptlinge, der König zuerst, erhielt ein Stück, das er verschluckte, worauf er die Worte sprach: „Gelobt sei Tschuku, welcher erlaubt, daß ich die waye esse!“ So heißt die neue Frucht der Ignamen. Die ganze Feier schließt damit, daß der Inhalt der Kalebassen gemeinschaftlich verzehrt wird.

Bei den Ogbekin-Negern findet, wie auch bei allen Negervölkern am Niger, noch ein anderer Gebrauch statt, der leider von einer bösen Barbarei zeugt und schwer auszurotten sein wird; das ist das Jahresfest der Sühne, auf Grund dessen zwei Menschenopfer stattfinden: das eine wird insgeheim voll-

zogen und hat die Bestimmung, die Fehler des Königs abzuwaschen; das andere wird öffentlich vollzogen und soll die Sünden des Volkes sühnen.

Zu den Opfern werden zwei Jungfrauen gewählt, und zwar in der Regel aus der Mitte feindlicher Stämme, bisweilen gekauft, bisweilen geraubt. Bei öffentlichen Opfern bedecken die Fetischpriester den Kopf des armen Wesens, das für die Opferung ausersehen ist, mit Blumen, Blättern und anderem Schmuck und führen es völlig nackt aus der Umwallung der Stadt heraus. Dort erwartet das gesamte Volk den Zug der Priester. Sobald derselbe sich zeigt, bedrohen Männer, Weiber, Kinder, das Opfer mit der geballten Faust, beladen es mit Flüchen, stoßen gräßliches Geheul aus, krümmen und winden sich und schreien: „Arroye! Arroye!“ (Verflucht!), wobei sie sich einbilden, daß sie hierdurch alle ihre Schuld und die Verantwortung dafür auf das Haupt der Unglücklichen häufen. Bei den Völkern, deren Gebiet der Niger durchläuft, führen die Priester das zu opfernde Mädchen in einer Piroge nach der Mitte des Flusses, befestigen ein Gewicht an seinen Hals und stürzen es hierauf in die Fluten, wobei die Menge fortwährend „Arroye! Arroye!“ ruft.

XI.

An einem Tage ließ Oputa mich rufen. Ich war überrascht, ihn in Gesellschaft von zwei sehr schönen Negerinnen zu finden, welche neben ihm saßen. Er bemerkte mein Erstaunen und teilte mir mit, daß es seine »meistbegünstigten Weiber« wären. Dann führte er mich in vier runde Hütten, in welchen sich etwa ein Hundert Weiber befanden, welche zumeist mit Mattenflechten sich beschäftigten. Sie waren fast alle äußerst häßlich und gehörten ohne Ausnahme den Nachbarstämmen an, aus deren Mitte sie gekauft oder geraubt worden. Einige von ihnen schienen sogar schon ein gewisses Alter erreicht zu haben. Ich hatte augenscheinlich den Ausschuß eines Harems vor Augen.

Ich trat hierauf in eine vieleckige, geräumige Hütte, in welcher ein Dutzend andere Weiber auf hübschen Matten herumhockten. Alle erhoben sich bei unserm Eintritt. Einige sprangen auf und tanzten Oputa entgegen. Diese Weiber gleichen den massigen Negerweibern nicht im mindesten, von welchen ich schon so viel Exemplare vor Augen gehabt hatte. Sie waren schwarz, hatten aber sehr schöne Züge, große mandelförmige, von langen Wimpern beschattete Augen, eine Adlernase, schmale Lippen, langes wellenförmiges Haar, kurz: es waren Maurinnen, ähnlich den Frauen vom Senegal.

„Da sind meine Lieblinge,“ erklärte Oputa, „ich kaufe sie den von dort unten herauf kommenden Karawanen ab,“ setzte er hinzu, mit dem Arm in der Richtung nach Norden und Osten zeigend; er meinte also den Sudan und dessen Grenzländer, von wo in der That die Harems der Negerkönige die schönsten Weiber rekrutieren.

Bald überzeugte ich mich, daß Oputa in Gesellschaft seiner »Lieblinge« seine düstere Miene abwarf und sich zum Lachen, Spielen, sogar zum Tanzen bequemte.

Im Gegensatze zu den Negerinnen, welchen die Kunst zu gefallen eine unbekannte Sache ist, besitzen die Lieblinge Oputa's ein ziemliches Maß von Koketterie. Sie färben sich beispielsweise mit einem Antimonstift den Rand der Lider, was ihren Augen einen tiefen, samtartigen Glanz verleiht. Ihr langes Haar pflegen sie mit Sorgfalt. Ihre Hände sind zart, die Fingernägel färben sie sich rot, ähnlich den Levantinerinnen, mit den Blättern des Lalai (dem Henna des östlichen Afrika).

Eine zwölfjährige Dirne trat zu Oputa; er scherzte mit ihr.

„'s ist eine Sklavin," meinte er, „die erst ein paar Tage bei mir ist. Sie ist aus Sokoto hierher gebracht worden."

„Armes Kind!" rief ich unwillkürlich.

„Willst Du sie?" fragte der König, welcher meinen Ausruf falsch deutete; „ich gebe sie Dir."

„Nein, ich danke," antwortete ich; „wir Europäer haben und dürfen nur eine Frau haben; und bevor wir sie zu unserer Gefährtin wählen, bevor wir sie zur Genossin unserer Freuden und Schmerzen machen, lieben wir sie."

„Was!" rief Oputa aus; „eine einzige Frau!"

„Gewiß!"

„Nur eine und dieselbe für das ganze Leben?"

„Für's ganze Leben."

Er glaubte seinen Ohren nicht und ließ sich meine Worte zweimal durch den Onitscha-Mann wiederholen. Dann verdolmetschte er sie seinen Weibern, welche, wie ich bekennen muß, darüber einstimmig in ein lautes Gelächter ausbrachen. Ganz sicher — so sehr verblüfften sie meine Worte — glaubten sie mir nicht. Trotzdem war ihr Lachen so freimütig, daß ich fast aus der Fassung fiel.

„Aber," unterbrach jetzt Oputa, „sind meine weißen Freunde denn so arm?"

„Sie sind im Gegenteil sehr reich," versetzte ich; „aber der weiße Mann kauft sich seine Weiber nicht und eine weiße Frau läßt sich nicht verkaufen."

„Ah!“

„Nein! denjenigen, welchen sie liebt, nimmt sie zum Manne; sie wird nicht seine Sklavin, sondern seine Genossin, seine Freundin für alle Zeiten, und wenn er nicht schon jung stirbt, so nimmt sie niemals einen zweiten Mann.“

Begriff meine Umgebung die Tragweite dieser Worte? Ich weiß es nicht. Das Lachen hatte indessen aufgehört; die schwarzen Weiber, in physischer Hinsicht so schön, in moralischer Hinsicht so verderbt, hörten mich schweigend an . . .

Am andern Tage rüstete ich zum Aufbruch. Ich hatte, vom ersten Tage meiner Ankunft in Ogbekin an, hinlänglich Muße gehabt, nicht allein Alles zu besuchen, was mir Interesse abgewann, sondern auch mich zu neuen Ausflügen zu rüsten. Unter anderen hatte ich mit Oputa manche Produkte, welche mir am obern Niger und am Binuë unnütz waren, gegen andere ausgetauscht, die er selbst von Weißen gekauft hatte und die dort sehr gesucht sind; z. B. Baumwollstoffe und Metalle, besonders Kupfer, während Perlen dort wenig begehrt sind.

Oputa sah mich mit Bedauern scheiden. Er hatte zu meiner Verabschiedung seine Würdenträger und seine Frauen zusammenberufen. In der Meinung, mir einen Freundschaftsdienst zu erweisen, bot er mir eine derselben, gerade wie wenn es sich um Hammel oder Elefantenzähne gehandelt hätte, zum Geschenk an. Ich lehnte dankend ab und befahl ohne Säumen die Abfahrt. In diesem Augenblick wurden sämmtliche Flinten, die in dem Dorfe vorhanden waren, mit einem schrecklichen Lärm abgeschossen; denn die Eingeborenen sind gewöhnt, ihre Waffen bis an den Rand mit Gras vollzustopfen.

Bevor ich den obern Fluß gewann, machte ich einen Abstecher auf das rechte Ufer, nach dem in den Videobergen gelegenen Asaba und in das westwärts sich erstreckende Land Ijesa. Zu diesem Zweck schiffte ich nach der Insel Jervis. Unsern von hier ließ ich in einer kleinen, von hohen Böschungen umschlossenen Bucht anlegen. Die Eingeborenen, welche ich an dem Ufer traf, sagten mir, daß Asaba in einiger Entfernung vom

Flusse liege. Ich fuhr infolgedessen bis an einen Creek, in welchen ich hineinbog.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen. Es wäre unklug gewesen, meine Piroge zu verlassen. Die ganze Nacht hindurch schloß ich kein Auge. Unaufhörlich plagten mich die Moskitos in Scharen, Kanker und Tausendfüße, Wolken von Termiten, die sich in die Wände der Koffer und das Holz der Pirogen einfressen. Am andern Morgen begab ich mich in Begleitung meines Führers und vier Kruneger nach Asaba; Sea-Breeze ließ ich wie immer zur Bewachung des Kanots zurück.

Asaba liegt in 6° 11′ 4″ nördl. Br., auf einem mäßig erhobenen Boden, welcher sich an die Kette der Video-Berge lehnt. Es ist eine der merkwürdigsten Ortschaften, welche ich jemals gesehen habe. Die Wege, welche nach ihm hinein führen, sind wie in Onitscha gut unterhalten, sehr breit und mit schönen Bäumen bepflanzt. Die Hütten sind mit Sandmauern umgeben; und da der Boden hier sehr eisenhaltig ist, so haben sie alle ein charakteristisches rötliches Aussehen. In der Mitte der Stadt erhebt sich ein Tempel, der auf einer Seite offen ist; man bemerkt von außen drei mit Götzenbildern geschmückte Nischen. Diejenige in der Mitte enthält einen Steinblock, in welchem, so gut wie man's verstanden hat, eine weibliche Kolossalfigur, von Neugeborenen umgeben, gehauen ist. Zwischen ihren Beinen verschlingt eines derselben ein fantastisches Tiergeschöpf. Andere Götzenbilder, die ein gleich rohes Aussehen zeigen, verraten den Sinn dieser groben Darstellung, welche in der Idee von der Erzeugung des menschlichen Geschlechts zu suchen ist. Die Mauern sind mit wunderlichen Arabesken bedeckt, seltsame Tiergeschöpfe darstellend und meistenteils mit gelber und schwarzer Farbe bekleckst.

Erstaunt über diesen Anblick, machte ich mich eben daran, die hauptsächlichsten Figuren, welche ich vor mir sah, abzuzeichnen, als heftiges Geschrei um mich her erscholl. Der ganze Stamm kam bewaffnet herbei. Ich sah mich im Nu von den Negern umringt, deren Benehmen nichts weniger als Gutes verheißend aussah. Zum Glück verlor ich die Fassung nicht. Ohne irgend

welche Erregtheit zu bekunden, schob ich hurtig mein Skizzenbuch in die Tasche, grüßte hierauf respektvoll die Götzenbilder und warf als eine Art von Erfurchtsbezeigung ein paar Glasperlen, die ich in der Regel bei mir trage, zu ihren Füßen nieder.

Meine Handlung beruhigte augenscheinlich die Wilden, denn sie änderten sofort ihre Haltung. Wenn ich auch keinen Angriff mehr zu fürchten hatte, so wurde ich doch der Gegenstand einer peinlichen Prüfung. Meine Kleider, die sie, aus Furcht sich daran zu verbrennen, nur mit der Fingerspitze berührten, meine Gläser, mein Hut, meine Stiefeln, alles wurde einer scharfen Beobachtung unterzogen. Im Vertrauen auf ihre friedliche Gesinnung hoffte ich ohne weiteres von ihnen los zu kommen, aber ich irrte mich. Sie zeigten mit der Hand auf eine am andern Ende des Platzes gelegene Hütte und machten mir verständlich, daß ich dorthin zu gehen hätte. Es war die Wohnung ihres Königs. Mehrere Häuptlinge begleiteten mich dorthin.

Im Hintergrunde der königlichen Hütte bemerkte ich eine Art Tafel, auf welcher ein ganzes Arsenal von Krimskrams aufgestapelt lag: Elfenbeinstücke, Lederamulette, Kupferglöckchen, die mir schon aus Onitscha bekannten mboriba's, Pfeile, Wurfspieße, irdene schwarzbemalte Krüge, vor allem aber eine gewaltige Anzahl von Haarschopfen, die als unheimliche Trophäen die großen Thaten Obi-Igweri's, des mächtigen Königs von Asaba, berichteten. Dieser selbst erschien alsbald. Während seine Umgebung stehen blieb, setzte er sich hinter der Krimskramstafel auf eine aus gehärtetem Sand geformte Art Stufe.

Obi-Igweri sah alt aus. Er schien mindestens 50 Jahre zu zählen, war aber vielleicht noch jünger; denn die Neger altern bekanntlich rasch. Sein Kopf und spärlicher Bart waren weiß. Er gehört einer ganz andern Rasse an als die Ibo-Neger sie darstellen. Man bemerkt an ihm schon die Kreuzung mit Mauren. Seine Züge haben eine gewisse Feinheit, seine Haltung verrät eine an den Fulah erinnernde Würde.

Der König war mit einem weißen Mantel bekleidet. An den Fingern trug er zahlreiche Ringe, und auf dem Kopfe eine rote persische Mütze, welche ein Federbüschel überragte.

Er berührte mich mit der Hand und fragte, woher ich käme. Ich berichtete ihm ausführlich von meiner Reise, gab ihm Kenntnis von meinen Plänen, von denen er aber nichts zu verstehen schien. Im Gegensatz zu den andern Negerkönigen, welche ich besucht hatte, gab er den ihn im Kreise umstehenden Häuptlingen seine Eindrücke nicht bekannt. Wir schienen so gut wie allein zu sein: er und ich. Was ihn am meisten erstaunte, war die Weiße meiner Haut.

Charakteristisch für Asaba ist die große Anzahl von Häuptlingen, welche dort den Königstitel führen, obgleich sie demselben »Souverän«, Obi-Igweri, unterthan sind. Man erkennt sie an ihrer nach Art der Persermützen geformten Kopfbedeckung und an dem breiten, aus Tierhaut gefertigten und mit Stoffstückchen besetzten Fächer. Man hat mich versichert, daß es in Asaba allein, bei einer Bevölkerung von etwa zweitausend Seelen, mehr als zweihundert solcher »Könige« gäbe. Die Würde wird ziemlich bequem erworben. Es genügt — ob im Kriege oder im Frieden ist gleichgiltig — einen einem Nachbarstamme angehörigen Mann zu erschlagen und Obi-Igweri den Kopf zu überreichen, um zum »König« erhoben zu werden.

Ich blieb nur kurze Zeit in Asaba; und widmete die folgenden Tage der Erforschung der benachbarten Video-Berge, welche im Süden Ijebu, im Norden Ijesa genannt werden. Auf dem Wege dorthin liegen die großen Nigerorte Akpram, Asabutschi, Idoko, Ugboru, Uto, Ondo, Efon, Adoh, sowie die Stämme der Oria, Ijesa, Egberi, Ise und zahlreiche Dörfer der Ija oder On'Ya. Die Landschaft von Ijebu und Ijesa ist höchst fruchtbar und sehr gesund, zufolge der Berge, welche dieselben gegen die Ostwinde schützen. Sie ist von zahlreichen Creeks durchzogen, und von Norden her würde es den Händlern leicht sein, auf dem Edo-Flusse dorthin zu gelangen.

Ich zog zuerst an den auf dem linken Ufer gelegenen Dörfern von Abijaga vorbei; dieselben bedecken einen Raum von etwa zwei Meilen. Dann kommen die Lander-Inseln, die Ojona-Inseln, auf denen, den herrlich grünen Flächen nach zu schließen, welche man hier sieht, üppige Fruchtbarkeit

herrschen muß. Auf diese folgen die Dörfer der Oniadegga, endlich die drei englischen Inseln (7° 1′ 10″ — 7° 4′ 50″ n. Br.), oberhalb deren sich (7° 6′ n. Br.) die Stadt Iddah erhebt.

Iddah zählt wenigstens 10000 Seelen. Die Stadt ist auf dem Felsen erbaut; die rötlichen Hänge, welche die Häuser tragen, überragen den Ort um etwa sechs Fuß. Der Anblick von Iddah ist höchst malerisch. Im Süden der Stadt befindet sich eine kleine Bucht, der einzige Ort, wo sich eine Landung bewerkstelligen läßt.

Obwohl Iddah im Fetisch-Lande Igara liegt, ist es doch ein Sitz schwarzer Islamiten. Hier hört man zum ersten male Haussa sprechen, die Sprache der Sokoto-Völker (Filani) des obern Niger, welche Ähnlichkeit mit dem Arabischen hat. Iddah ist eine Art von Vorposten des Mohamedanismus, welcher sich in Bälde unter den Negervölkern dieser Gegenden festsetzen wird.

Die Leute von Iddah sind, trotzdem ihre Sitten weniger wild sind als die der Ibo-Stämme, mehr zu fürchten als diese. Sie sind habgierig und heimtückisch und sehr gefährliche Nachbarn, vor deren räuberischen Einfällen die südlicheren Neger sich vergeblich zu schützen suchen.

Gegenüber der Stadt, auf dem rechten Ufer des Flusses, durchzieht der Aga einen reichen Landstrich im Gebiete der Bofos, während weiter oberhalb die Barter nach den Gebirgslande von Igbirra-Hima läuft.

Von diesem Punkte an vermag nichts die Schönheit und den malerischen Anblick der Landschaft zu schildern. Auf dem linken Ufer biegen die Berge, auf deren einem Gipfel Iddah erbaut ist, plötzlich nach Osten ab und bilden eine Kette, »King-William-Range« genannt, dessen größter Pik, der »Königs-Gipfel«, 1200 Fuß hoch hinaufsteigt. Neben ihm erhebt sich der »Purdy-Berg« zu 800 Fuß; nahe dem Flusse, mit dem Fuße in das Wasser hinabreichend, steigen drei andere Berge von einem höchst malerischen Anblick: der Saint-Michel (400 Fuß), der Franklin (450 Fuß), und der Crozier oder Koga-Berg (300 Fuß) staffelförmig empor. Auf dem rechten Ufer beherrscht der Keri oder Okiri (1400 F. hoch) die Umgegend, während

in der Ferne der Erskine (800 F.) und näher am Flusse der Sorakte oder Oro dem Patteh-Berge, an dessen Fuße Lokoja, angesichts des Zusammenflusses von Niger und Binuë, liegt, vorgelagert ist.

Vor meiner Ankunft daselbst kampierte ich eine Nacht auf der Insel Beaufort, zwischen den Mündungen der Flüsse Meadobank und Bécher, welche beide von Westen kommen, der erste zwischen dem Keri- und dem Oro-Berge im Lande der Wesas, der andere hinter dem Oro-Berge im Lande der Bunus, hervor. Beim Einbruch der Nacht wurde das Panorama wirklich großartig. Gleich ein paar granitenen Raketen steigen die Piks des Okiri und Purdy kühn gen Himmel auf, während die Kuppen der Königsketten, matt erhellt vom Lichte des Mondes, in einen silbernen Nimbus gehüllt, weit in die Ferne entfliehen. Fantastische nackte Felsmassen tauchen an den Flanken der Gebirge aus dem grünen Blätterlaube hervor, seltsamlich verteilt, fremdartig übereinander geschoben, daß man sie hier und da für die Ruinen eines stolzen Kastells, für ein Adlernest oder eine alte Spuk-Burg, zwischen Himmel und Wasser gehängt, zu halten geneigt ist.

In dieser Gegend ist alles Felsen, selbst das Bett des Stromes. Stellenweise bricht sich die Woge an einer scharfen Klippe, und unfern von dem Platze, wo meine Piroge vor Anker liegt, unterscheide ich einen riesigen Block, ein Felseneiland, auf welchem tausende von Tauben nisten, die vor den Krallen der nächtlicher Weile am Ufer herumstreifende Tigerkatzen hierher geflohen sind.

Welch eine Majestät und welch eine Stille! Hier und da verdeckt der uns umhüllende granitene Schleier eine Stelle des tiefblauen, mit Sternen übersäeten Horizontes. Eingeengt zwischen die es umspannenden Felsenmassen fließt das Wasser mit einem dumpfen Getöse, welches allein die Ruhe dieser imposanten Natur unterbricht.

XII.

Da wir Mangel an Lebensmitteln hatten, entschloß ich mich am andern Morgen, angesichts eines kleinen Dorfes, das ich in einiger Entfernung versteckt zwischen Bäumen und hohem Grase erblickte, ans Land zu gehen. Das Dorf war eine Niederlassung der Sapia-Neger. Ich ging mit dem Onitscha-Führer, Starboard, Good-Looking und Black-Jack hinüber, während ich Sea-Breeze und die drei anderen Neger im Kanot zurückließ.

Das Dorf reicht nicht bis ans Wasser, wie man von der Ferne aus meinen könnte. Wir mußten beinahe eine halbe Stunde laufen, bevor wir es erreichten. Es scheint ein reicher Ort zu sein, ist von schönen Anpflanzungen umgeben, vor mehreren Hütten bemerkte ich Eingeborene damit beschäftigt, die Wolle ihrer Bombaxbäume zu säubern. Ohne mich an den Schrecken zu kehren, welchen unsere Nähe auf sie hervorbrachte, drang ich vorwärts. Ich konnte, trotzdem mehrere die Flucht ergriffen, wahrnehmen, daß sie nicht allein die Wolle spannen, sondern auch mittelst roher Webstühle woben, gleich den Bewohnern von Ibo. Das Verfahren selbst mögen sie durch Karawanen kennen gelernt haben. Sie arbeiten mit einer schrecklichen Langsamkeit; um ein Schürzenstück zu weben, brauchen sie acht Wochen. Es fehlt ihnen ja aber nicht an Zeit, denn der Begriff hierfür mangelt ihnen ja. Sie besitzen auch eine gute Portion Geduld und lassen sich durch die Länge einer Arbeit niemals zurückschrecken.

Es gelang mir, ein paar Hühner und etwas Gemüse einzutauschen. Darauf begab ich mich ohne Säumen an den Fluß

zurück. Wie groß war mein Erstaunen, in meiner Piroge weder Sea-Breeze noch die drei Neger, die ich dort zurückgelassen, zu finden! Ich sprang, von Unruhe gepeinigt, mit einem Satze in das Boot; Alles lag an seinem Platze; kein Wasser, kein Ballen, nichts fehlte. Was war also vorgefallen? Hatten die Eingeborenen, meine Abwesenheit benützend, meine Kruneger in die Sklaverei geschleppt? Aber in diesem Falle würden sie doch mein Boot geplündert haben! Dennoch wollte ich mich, unter dem Eindrucke dieses Gedankens, auf die Suche meiner Leute machen und ans Land zurückgehen, als mein Führer mich am Arme hielt.

„Eure Neger," sprach er, „sind davongelaufen. Seht doch, sie haben ja ihre Sachen mitgenommen."

Die Bemerkung war richtig. Ihre winzige Habe, in einen armseligen Lumpen Zeug gepackt, war mit ihnen verschwunden.

„Die Leute sind seid dem Kampf in den Annam-Creeks," setzte der Onitscha hinzu, „und seit dem Tode Go-Fast's in Furcht gesetzt. Ich habe aus manchen ihrer Reden herausgehört, daß sie Euch niemals bis an den Binuë gefolgt sein würden, wo sie den sichern Untergang zu finden dachten."

Diese Wahrnehmung verursachte mir einen großen Kummer. Die Feigheit meiner Leute drohte mich um die Frucht meiner Anstrengungen zu bringen, drohte die Erreichung meines Reisezieles, des Binuë, unmöglich zu machen. Ich raffte mich auf und befahl die Weiterfahrt. Aber von nur vier Mann gerudert, kam unsere Piroge nur noch langsam vorwärts. Die Nacht überraschte uns, ehe wir an den Zusammenfluß des Niger und Binuë gekommen waren, von welchem wir doch nicht mehr weit entfernt sein konnten. Ich war, koste es was es wolle, entschlossen, in Lokoja meine Mannschaft auf den alten Stand zu setzen.

Nachdem wir Halt gemacht hatten, ordnete ich die Nachtwache. Dann legte ich mich, obgleich lebhaft beunruhigt, schlafen. Ich wäre gern munter geblieben, aber ich war zu sehr ermattet. Mitten in der Nacht war's, als ich plötzlich aus meinem Schlafe schreckte. Es war vollständig finster. Es war

mir, als wenn ich das Wasser zusammenschlagen hörte. Der Mond war verschwunden, der Tag noch nicht angebrochen. Ich ahnte ein Unglück, ich fühlte um mich her . . . keine Seele war da, meine Piroge war leer! Die feigen Neger hatten das Land schwimmend erreicht. Sie waren gewiß schon weit entfernt, denn ein Todesschweigen antwortete auf die Flintenschüsse, die ich maschinenmäßig nach dem Ufer richtete. Vielleicht hatten die gestern entflohenen Neger sich mit Sea-Breeze und dem Onitscha-Führer ein Stelldichein gegeben.

Ich erwartete den Tagesanbruch mit großer Unruhe. Tausend wirre Gedanken durchkreuzten mein Hirn. Was sollte nun werden? Ich hatte schon mehrmals, wenn ich an die Unzulänglichkeit meiner Hilfsmittel dachte, an der Möglichkeit, den Binuë zu erreichen, gezweifelt. Aber niemals hatte ich den Mut verloren. Jetzt war's mit einem male zu Ende; auf mich selbst angewiesen, blieb mir kaum eine andere Aussicht als die auf einen baldigen Tod, den wahrscheinlich niemand von meinen Angehörigen, keiner von denen, die ich liebte, erfahren würde.

Es sind bange Stunden, die man unter dem Eindruck solcher trübseligen Verhältnisse verbringt! Mit welcher Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages! Was aber erwartete ich vom Tage? Konnte der Strahl der Sonne eine Änderung in meiner mißlichen Lage herbeiführen? War die Nacht ohne Morgen nicht besser als der Morgen ohne Hoffnung? —

Endlich brachen im Osten die ersten Schimmer des neuen Tages herauf. Allmählich steigen die Berge, Bäume, das Ufer aus der Finsternis hervor und zerreißen den Schleier des Frühnebels, welcher sich an die Ufer des Flusses heftet. Ein leichter Wind macht sich auf, welcher die Falten meiner Flagge kräuselt, der einzigen Freundin, des einzigen Gefährten, der mir verblieben ist. Ihr Anblick stärkt meinen Mut; er ruft mir Belgien, die Heimat, die Freunde in das Gedächtnis zurück.

Ich ziehe den Anker herauf und steuere nach dem Ufer hinüber, um ans Land zu gehen. Ich bringe mein Gepäck in Ordnung, sehe meine Waffen nach, meinen Schießbedarf; lege

meine Tagebücher und Zeitungen zusammen und springe endlich ans Land mit dem Wunsche, dort einen Eingeborenen zu treffen. Bald bemerke ich einen nach dem Flusse zu laufenden Neger, wahrscheinlich einen Fischer. Ich spreche ihn an, aber kaum hat er mich erblickt, als er blitzgeschwind das Weite sucht. Zwei Stunden verfließen. Ich besteige meine Piroge wieder, zünde dort ein Feuer an und koche mir eben ein paar Ignamen, als lautes Geschrei an meine Ohren dringt. Im nämlichen Augenblick taucht in einiger Entfernung eine ganze Gruppe von Negern auf, die ob meines Anblickes ganz verdutzt zu sein scheinen.

Es war ein ernster Augenblick. Von dem Ausgang dieser Begegnung hing der Ausgang meiner Fahrt und vielleicht mein Leben ab. Ich ergriff einige Perlenschnüre, schlug ein Stück Baumwollenzeug auseinander und bot sie dem mir zunächst stehenden Neger an. Gleichzeitig weise ich auf mein Ruder hin und mache ihm begreiflich, daß ich seiner Arme zum Rudern meines Bootes bedürfe. Er antwortete mir mit einem dummen Lachen. Ohne den Mut zu verlieren, wiederhole ich meine Pantomime. Ein zweiter, der klüger zu sein scheint, erklärt sich bereit, ins Boot zu kommen. Sein Beispiel regt andere an. Ich mache ihm durch meine Finger begreiflich, daß ich nur vier Mann haben will. Endlich komme ich zum Ziele. Dank dieser unerwarteten Verstärkung befand ich mich nach Verlauf von einer halben Stunde angesichts vor Lokoja. Eine dichte Volksmenge, welche auf mich zu warten scheint, begrüßt meine Landung mit Geschrei, Gesang und Händeklatschen.

Ich landete gegenüber von einem Affenbrotbaume, in einer durch den Strom ausgehöhlten kleinen Bucht. Kaum liegt meine Piroge vor Anker, als ein nach europäischer Weise mit Jacke und Hose bekleideter Neger auf mich zutritt und mich auf englisch anredet. Es fehlte wenig, so wäre ich den schwarzen Burschen vor Freude an den Hals gesprungen.

„Heute Morgen,“ redete er mich an, „ist dem Bischof am Niger von einem Fischer die Kunde geworden, daß ein weißer Mann sich auf unseren Gewässern befindet. Er sendet mich zu Euch und läßt Euch fragen, ob Ihr seiner Hilfe bedürftet. Er

stellt Euch seine Wohnung zur Verfügung und bietet Euch seine Gastfreundschaft an."

Ich bat den Neger, die Forderung meiner neuen Ruderer zu begleichen. Er besorgte diese Angelegenheit bereitwillig und übergab den vier anderen Negern die Bewachung meiner Piroge.

„Die Leute sind verläßlich," meinte er; „Ihr dürft Ihnen trauen, ich kenne sie. Und jetzt folgt mir, ich werde Euch zum Bischof am Niger führen."

Die Mission liegt am Fuße des Patteh-Berges, wenig unterhalb des Negerdorfes. Wenn man von Süden herkommt, überschreitet man einen kleinen Wasserlauf, welcher durch starken Regenfall bisweilen zum Strome anschwillt, sonst aber sehr seicht ist; indessen führt eine Brücke aus zusammengelegten Baumstämmen von einem Ufer zum andern. Das Missionshaus steht auf einem geräumigen Platze, ist von einer Sandmauer umgeben und besteht aus drei Wohn- und einem Küchenraume. Im Vorderraum wohnt der Bischof, im zweiten ist das Hauspersonal untergebracht, das dritte bildet eine Art Kirche. Alles ist natürlich höchst primitiv; ein schlichtes Erdgeschoß, ohne Fenster, Kies statt Dielen, und so weiter. Trotzdem erschien es mir aber wie ein Palast, als ich, die an Stelle einer Thür vorhandene Matte zurückschlagend, in das Innere dieses gastlichen Raumes eintrat.

„Seid willkommen, Herr," sprach mich auf Englisch ein weißhaariger Neger an, der einen langen schwarzen Frack und eine Hose von der gleichen Farbe trug, es war Samuel Adjaï Crowther, der am Niger wirkende schwarze Bischof.

Wir hatten uns so vielerlei zu erzählen; die Fragen drängten sich in solcher Menge auf unsere Lippen, daß wir uns eine Weile schweigend anguckten. Endlich brach ich das Schweigen.

„Ich segne die glückliche Fügung des Himmels," rief ich aus, „daß er mich zu Ihnen führte! Ohne Sie wäre ich zu grunde gegangen!"

„Ich bin erfreut," versetzte der Bischof, „einem weißen Mann nützlich sein zu können; denn die weißen Männer haben mich zu dem gemacht was ich bin; ihnen verdanke ich Alles.

Durch welchen Zufall aber sind Sie an dieses wilde Gestade geraten?"

Nachdem ich ihm die Ursache und den Zweck meiner Fahrt auseinander gesetzt hatte, erklärte ich meine Absicht, bis an den Binuë vorzudringen und die Erforschung dieses Flusses zu versuchen.

„Meint nicht," erwiderte der Bischof, nachdem ich geendigt hatte, „den Binuë in einer Piroge erreichen zu können. Die Strömung ist viel zu heftig, besonders hier herum, in der Nähe seiner Vereinigung mit dem Niger. Aber es bietet sich eine günstige Gelegenheit, ihn hinaufzufahren, auf eine gewisse Strecke wenigstens. Das der Londoner Missionsgesellschaft gehörige kleine Dampfboot, der »Henry-Venn«, kommt von Eggan am Niger zurück, um mich nach Imaha am Binuë zu führen, wo ich die Errichtung einer Station versuchen will. Begleiten Sie mich! Sie überwinden auf diese Weise die schwierigsten Stellen im Strome; denn die Gegend am Zusammenlaufe der beiden Flüsse ist, wie gesagt, sehr gefährlich. Eine Piroge würde dort ohne Zweifel zerschellen."

Es versteht sich von selbst, daß ich das Anerbieten annahm. Hierauf begaben wir uns nach Lokoja.

Lokoja liegt, wie gesagt, am Fuße des Berges Patteh. Ehemals bewohnten die Bunus, aus deren Stamme die Bevölkerung Lokoja's sich rekrutiert, das die Umgegend beherrschende Plateau. Am Ufer entlang bemerkt man eine zweite Gruppe von Hütten, welche nicht zur eigentlichen Stadt gehören. Sie werden von den Igbirri-Leuten, einem durch das Eindringen der Muselmänner aus Igbirri-Panda, am Binuë, vertriebenen Nomadenvolk, das seiner räuberischen Neigungen wegen bei den Nachbarvölkern in bösem Rufe steht, bewohnt.

Der Nigerbischof wohnt nur während der Regenzeit in Lokoja, weil dann das Hochwasser des Flusses ihm die bequeme Erreichung der Küste mittels eines kleinen Dampfbootes gestattet. Den übrigen Teil des Jahres hindurch wohnt er in Lagos, einer am Littorale südlich von Dahome gelegenen englischen Handelsstadt.

Die Engländer haben in Lokoja einen Kolonisationsversuch

gemacht, den sie aber bald wieder aufgegeben haben. Zur Zeit bemerkte man noch auf den Abhängen des Gebirges die Ruinen des Gebäudes, welches für den Gouverneur gebaut worden war. Baikie lebte dort eine Zeit lang in dieser Eigenschaft. Eines Tages aber wurde der Posten aufgegeben und seitdem sind die europäischen Kaufleute, unter Aufgabe ihrer Ansiedelungen, in alle Winde verflogen. Es sind jetzt nur noch schwarze Händler in Lokoja, welche das Palmöl und Elfenbein für Rechnung von drei englischen Handelshäusern aufkaufen, deren Dampfer Lokoja zur Zeit des Hochwasserstandes besuchen.

Lokoja steht unter der Gerichtsbarkeit des Königs von Bida, eines muhamedanischen Negers, welcher sonst Vasall des Sultans von Sokoto ist, der als das Oberhaupt der Muselmänner Zentralafrika's angesehen wird. Im Unterschiede von den ihnen benachbarten Igbirriern, welche Fetischisten geblieben sind, haben die Bewohner von Lokoja zum größern Teile den Islamismus angenommen. Sie sind schüchternen Temperaments und zum Kriege wenig geneigt. Ihr Land ist zeitweise durch die Irregulären des Sultans von Sokoto verwüstet worden. Obgleich mein Gastgeber sich eines großen Ansehens unter ihnen erfreut, treten doch nur sehr wenige zum Christentum über. In der That sind auch ihre Anschauungen, Neigungen und Gebräuche den Grundsätzen des Christentums so sehr entgegengesetzt, daß man Bedenken tragen muß, dasselbe hier jemals zur Einführung kommen zu sehen. Die Vielweiberei wird jederzeit ein Hindernis sein. Dagegen ist es den Jüngern des Propheten leicht, Anhänger für die Lehren des Korans zu gewinnen; denn diese schmeicheln den Leidenschaften der Schwarzen, indem sie ihnen auch für das Jenseits die Hoffnung auf Freuden eröffnen, welche in ihren Augen hienieden als das einzige begehrenswerte Gut erscheinen. Auf welchem Wege, durch welches Mittel soll derart beanlagten Geschöpfen die Hingebung, Selbstverleugnung, Barmherzigkeit lieb und wert gemacht werden? Zu diesem Zwecke müssen sie, wie ich fürchte, erst umgeformt werden; aber sie umzuformen, müßte man sie dann nicht erst unter einen andern Himmel verpflanzen?

Eine gewisse Industriethätigkeit findet sich in Lokoja. Ich habe dort eine kleine Schmiede gesehen, welche im Freien arbeitete. Ein Neger schlug das Eisen auf einem gewaltigen Amboſe, während an seiner Seite ein Kind das Feuer mit einem großen, aus zwei Thierhäuten gebildeten Blasebalge schürte. Auch Webstühle habe ich gesehen, auf denen Zeugstücke gewoben wurden; ferner große Küpen, in welchen man das zum Färben der Zeugstücke notwendige Indigo bereitete. Es sieht alles grob und roh aus, die Werkzeuge sind mehr oder wenig unförmlich, und die Männer, welche sie handhaben, ermangeln oft des Geschickes. Aber immerhin ist es doch eine Gewerbthätigkeit, die hier gefunden wird, und es würde nicht schwierig sein, dem Schwarzen die Verbesserung seines Werkzeuges und seines Arbeitsverfahrens beizubringen.

Am nämlichen Tage, nachdem ich mein Gepäck beim Bischof niedergelegt und mich der entbehrlich gewordenen Piroge entäußert hatte, entschloß ich mich, die Ersteigung des Patteh-Berges zu versuchen, um den Plan des Zusammenflusses von Niger und Binuë aus der Vogelperspektive aufzunehmen. Da der Bischof verhindert war, mich zu begleiten, so unternahm ich den Ausflug mit einem jungen, aus Sierra-Leone gebürtigen Neger, welcher des Englischen mächtig war und den arabischen Namen Ben-Ali angenommen hatte.

Der Aufstieg war mühsam. Es ist von einem Wege natürlich keine Rede. Der fast wagerecht bis zu 700 Fuß aufsteigende Berg mußte teilweise auf allen Vieren erklommen werden. Aber welch ein Anblick bot sich mir von seinem Gipfel aus! Der Niger fließt majestätisch von Norden nach Süden. Schöne, mit Wald bedeckte Berge umsäumen die Ufer. Das Bett ist mit reizenden Inseln besäet. Links zeichnet sich der Gipfel des Outram-Berges am blauen Himmel, während die Victoria-Kette sich am Oberlaufe des Flusses hinaufzieht, so weit das Auge reicht. Von Osten her bringt der Binuë den Tribut seiner Gewässer zum Niger in einer gewaltigen Ausbuchtung, innerhalb deren die Duck-Insel sichtbar wird.

Lange betrachtete ich dies Panorama. Wie oft hatte ich

nicht vom Binuë geträumt! wie oft hatten mich Zweifel an der Erreichung meines Zieles beschlichen! Endlich lag er vor mir, zu meinen Füßen!

Sobald ich das Bild, welches sich meinen Augen bot, zu Papier gebracht hatte, umwanderte ich das den Patteh (in der Eingeborenensprache soviel wie »Berg«) krönende Plateau. Die Vegetation hier ist von wunderbarer Schönheit: Weintrauben und Datteln, die trefflichen Goldpflaumen des Hedjelidj-Baumes (Balanites Aegyptiaca), Orangen, Feigen, mächtige Baobabbäume mit großen Früchten (dem sogenannten »Affenbrot«); Butterbäume (Bassia Parkii), die eine schöne braune Nuß erzeugen, aus welcher man ein vortreffliches, von den Eingeborenen als Speisen-, von uns meist als feines Schmieröl benütztes Fett gewonnen wird, Zedratbäume, Dracenen, Acacia Nicotica, kurz: eine prächtige Flora! Es war mir, als wäre ich in einen Winkel des irdischen Paradieses versetzt worden! Für die in Rudeln hier lebenden Antilopen, Büffeln und Affen ist's ein Paradies im buchstäblichen Sinne des Wortes. Die Natur hat verschwenderisch für ihre Bedürfnisse gesorgt. Am Mittelpunkte des Plateaus entspringt ein Quell, welcher murmelnd zwischen den Gräsern, die durch sie Labung erhalten, entlang fließt. In diesem Eden stand ehemals die Stadt Lokoja. Trümmer von ihr sind noch hier und da bemerklich.

Als ich vom Patteh-Berge herabstieg, neigte die Sonne sich zum Horizont. Der Nigerbischof erwartete mich. Alles in seiner Wohnung atmete Sittenstrenge und Einfachheit. Es ist eine Einsiedelei, deren Koinobit er ist.

Nach dem Mahle plauderten wir. Ich fragte den würdigen Greis nach seiner Vergangenheit, denn ich brannte vor Begierde zu hören, auf welchem Wege dieses schwarze Kind des dunklen Erdteiles zur Würde eines christlichen Bischofs gelangt war. Sein Leben gleicht einem Roman; es strotzt von Leid und Kampf und Anstrengung, hat aber auch der Freuden manche aufzuweisen; man wir des mir wohl nachsehen, daß ich dasselbe hier kurz wiedergebe.

XIII.

Der Niger-Bischof ist in Igbirra-Panda am Binuë geboren. Er kennt, da man in Afrika keinerlei Geburts- 2c. Register besitzt, sein eigentliches Alter nicht; aber sein weißer Kopf verrät, daß er den Fünfzigern entwachsen ist.

Er erinnert sich nicht gern seiner ersten Lebensjahre; indessen darf man annehmen, daß sein Vater einer der Würdenträger seines Stammes gewesen ist; denn in der Hütte, in welcher er jetzt lebt, hat sich die Familienüberlieferung bis zur Stunde erhalten.

Eines Morgens — er mag neun Jahre alt gewesen sein -- lief sein ganzer Stamm voll Entsetzen zu den Waffen . . . Zahlreiche Scharen stürzten sich auf das Dorf . . . Ein schrecklicher Kampf wurde geführt, aus welchem die Angreifer als Sieger hervorgingen.

Eine Sklavenjagd war es, von welcher das Kind Zeuge war, und Filani waren's, welche dieselbe unternommen hatten. Die Filani haben als muselmanische Neger allmählich das ganze Ufer des Binuë überschwemmt, die Dörfer verwüstet, die Greise und Greisinnen abgewürgt, alles massakriert, was ihnen Widerstand leistete, und Männer, Weiber, junge Mädchen, Kinder mit fortgeschleppt, um sie auf den Märkten des Ostens oder an der Küste zu verkaufen.

Der künftige Nigerbischof sah, wie sein Vater vor seinen Augen erschlagen wurde. Er klammerte sich an die Kniee seiner Mutter; aber die Filani rissen ihn hinweg und ließen das arme Weib bewußtlos an der Schwelle ihrer niedergebrannten Hütte liegen.

Ein Jahr hindurch wurde der Knabe von Markt zu Markt geschleppt, ohne daß sich ein Käufer für ihn fand. Was er während dieser langen Wanderungen litt, was er an Scheußlichkeiten sah, weiß nur Gott und er allein.

An die Westküste zurückgeführt, wurde er an portugiesische Sklavenhändler verschachert. Die Brigg, in welcher man ihn einschiffte, war eins jener Schiffe, für welche damals die Benennung »Sarg« im Gebrauche war: es war ein flinker Segler mit doppeltem Deck; die Sklaven waren gleich einer Ladung von »Ebenholz« dort zusammengepfercht; wurde der »Sarg« von einem französischen oder englischen Kreuzer verfolgt, so führte man sie gekettet auf das falsche Deck am Vorderteil des Schiffes, und auf ein gewisses Signal wurde ein Verschlag geöffnet und die ganze Ladung ins Meer befördert. Auf solche Weise konnte der Sklavenhändler ohne Furcht sein Schiff einer Untersuchung unterziehen lassen: es sah aus, wie jedes ehrbare Kauffahrteischiff.

Das Schiff, welches unsern jungen Neger transportierte, fuhr ohne Behinderung vom Alt-Kalabar aus, wurde aber auf der Höhe der Insel Sankt Helena von einem englischen Schiff aufs Korn genommen. Es konnte auf kein Entkommen mehr rechnen und glaubte sich am besten dadurch aus der Schlinge zu ziehen, daß es seine Ladung an Menschenfleisch den Fluten überantwortete.

Infolge des heillosen Wirrwarrs, welcher an Bord des Sklavenschiffes beim Herannahen des Kreuzers überhand nahm, war es dem Knaben gelungen, sich zwischen zwei Salzsäcke zu flüchten. Inzwischen enterten die Engländer das Schiff. Sie hatten das Manöver des Sklavenhändlers bemerkt und die Strafe ließ nicht auf sich warten. Die Menschenverkäufer wurden an der höchsten Raa aufgeknüpft und das Schiff versenkt. Aber zuvor untersuchte man es und fand den Knaben. Von Mitleid ergriffen, führten die englischen Offiziere ihn nach Sierra Leone, wo er die Schule besuchte. Er machte dort so rasche Fortschritte, daß er zur Vollendung seiner Studien nach London geschickt wurde. Dort faßte er Neigung zum geistlichen

Stande, wurde zum Priester ordiniert und infolge seiner Bitten an die afrikanische Küste als Missionär gesendet. Er that sich durch seine Unerschrockenheit hervor, durch seine Befähigung und seinen Eifer und leistete der Civilisation und den wissenschaftlichen Bestrebungen solche Dienste, daß er 1864 nach England berufen und dort durch den Erzbischof von Canterbury zum Bischof geweiht wurde. Damals überwies man ihm den Oberlauf des Niger als Diözese; er kehrte dorthin zurück, um seine wilden Landsleute zum Evangelium zu bekehren.

Der würdige Mann hat den Namen Samuel Adjaï Crowther angenommen. Er ist zur Zeit einer der eifrigsten Verbreiter der Civilisation in Innerafrika.

Am anderen Morgen fuhr, entsprechend der mir Tags vorher vom Niger-Bischof gewordenen Nachricht, der kleine Dampfer »Henry Venn« in die kleine Bucht von Lokoja ein und halb elf Uhr lichtete er den Anker. Außer dem Bischof und mir befanden sich mehrere Eingeborene aus Sierra Leone, die in Lokoja ihren Wohnsitz genommen haben und die Gesellschaft meines Gastgebers bilden, an Bord. Den Befehl über den Dampfer führte Kapitän Robinson, welcher dem verdienstvollen Missionär M. J. Ashcooft aus Manchester, Delegierten der Missionsgesellschaft, untergeordnet ist.

Der »Henry Venn« ist ein Raddampfer, welcher mit Holz geheizt wird, das er unterwegs einnimmt. Sein sehr geringer Tiefgang (dreieinhalb Fuß) gestattet ihm, selbst zur Regenzeit auf dem Flusse zu fahren, und er erweist auf diese Weise den europäischen Etablissements am Niger große Dienste.

Nachdem wir Lokoja verlassen hatten, fuhren wir an der Duck-Insel und der Onomay-Spitze, welche die Einfahrt in den Binuë verlegen, vorüber. Wir fahren in den Binué ein. Hinter uns liegt der Patteh-Berg, während zur Rechten der Purdy und die King-William-Kette noch lange sichtbar bleiben.

Der Binuë, von manchen Geographen auch »Tschadda« genannt, wird von den Eingeborenen des Landes »Nihu« oder »Lihu«, von den Muhamedanern »Baiki-N'Ruwa« (schwarzes

Wasser) genannt, während sie dem Niger den Namen „Fari-N'Ruwa“ (weißes Wasser) geben.

Am Zusammenflusse der beiden Ströme liegt Igbebe, welches nicht ohne Wichtigkeit ist, dieselbe aber leider dem großen Sklavenmarkt, der dort allwöchentlich stattfindet, verdankt. Kaum haben wir ihn überschritten, als wir die zahlreichen Dorfschaften von Gandé oder Kandé entdecken. Ehemals reihten sie sich am entgegengesetzten, am rechten Ufer entlang und gehörten einem blühenden Stamme an. Aber die muselmännischen Filani stellten sich eines Tages unter dem Vorgeben friedlicher Absichten dort ein und verlangten den König zu sehen. Der alte Oyigu ging ihnen als Geschenkträger entgegen. Kaum aber hatten sie dieselben empfangen, als sich die Filani auf die ohne Verteidigung gebliebenen Dörfer warfen und die Bewohner, nachdem sie die Hütten zerstört hatten, in die Sklaverei fortführten. Einigen gelang es, sich in den Fluß zu retten, und diese ließen sich am andern Ufer nieder, woselbst sie die jetzigen Dörfer von Gandé erbauten.

Weiter stromauf machen verschiedene Inseln, Bodwin, Bayle, Smith, Waylie genannt, und zahlreiche Sandbänke die Schifffahrt zu einer der gefahrvollsten, die man sich denken kann. Ein mit der Örtlichkeit genau vertrauter Eingeborener steht neben dem Steuermann, welchem er das, trotzdem der Binuë hier eine bedeutende Breite ($1^1/_2$ km.) entwickelt, oft äußerst schmale Fahrwasser, dem er zu folgen hat, zeigt. Aus übergroßer Vorsicht wirft ein an der Seite des Schiffes stehender Mann beständig eine graduierte Sonde aus und zeigt die Tiefe des Wassers mit lauter Stimme an. Strenge Wachsamkeit ist sicher geboten; denn rechts und links ist das Flußbett mit Sandbänken und submarinen Eilanden durchsetzt, die fast bis an die Oberfläche des Wassers hinaufreichen.

Wir fahren jetzt an Atibo (7° 5′ 45″ nördl. Br. gelegen) vorbei, das am Fuße der Igbirri-Berge gelegen ist. Wie vorhin, tauchen auch hier Inseln im Überfluß auf (Horny-, Dickson-, Lynx-Eiland 2c.). Auf der Strecke über Atibo hinaus

ändert der Fluß den Anblick; Unterholz, durch Bäume gebildet, deren Wurzeln in den Fluß hinabtauchen, bedeckt das Ufer.

Auf dem linken Ufer, mitten aus einem Baumdickicht hervor, unterscheiden wir die Dörfer von Aganci. Die Bewohner bringen erschreckt ihre an den Bäumen aufgehängten Netze in Sicherheit, denn sie bilden sich augenscheinlich ein, daß wir sie plündern wollen. Dann kommen die Dörfer Egba, die gleicherweise im Walde verstreut liegen. Als sie uns erblicken, nähern sich die Eingeborenen dem Ufer, gleich wilden Tieren auf allen Vieren kletternd, verstecken sich hinter dem hohen Gehölz, um uns zu sehen, ohne von uns gesehen zu werden. Ohne Zweifel fürchten sie eine Überraschung, denn sie sind vollständig bewaffnet und halten sich augenscheinlich auf der Hut.

Ein wenig weiter stromauf, angesichts der Harriett-Inseln, fuhr der Henry Venn auf eine Sandbank auf. Zum Glück hat er, an Stelle einer Schraube, Räder; durch sofortigen energischen Gegendampf gelingt es ihm, in Kürze wieder frei zu kommen, was ihm kaum gelungen sein würde, wenn die Schraube sich festgearbeitet hätte.

Fast überall auf den Sandbänken sonnen sich träge Scharen von Alligatoren. Sie sind schöner und gelber als diejenigen des Nigers. Sie schlafen mit weitgeöffnetem Rachen, aus welchem eine doppelte Reihe von furchtbaren Zähnen herausstarrt, in der Sonne.

Sobald die Nacht hernieder sinkt, sehen wir am rechten Ufer Feuer glänzen, in denen wir das Dorf Imaha zu erkennen glauben. Aber das Fahrwasser wird hier so enge, daß wir uns bei Nachtzeit nicht bis dorthin wagen.

Ich schlafe oben auf Deck, im Freien, denn unten ist die Hitze erstickend. Die Insekten, welche mich überfallen, gestatten mir nur einen kurzen Schlummer, und als der Tag anbricht, stehe ich schon seit langem auf der Brücke, nach Imaha, wo wir landen wollen, Auslug haltend. Aber die Feuer, welche wir am Abend vorher gesehen haben, rührten von fischenden Negern her, und kaum vermögen wir die Stelle zu erkennen, wo sich die Stadt erhebt. Das Boot wurde herabgelassen; ich

nehme mit dem Bischof und Mister Ashcroft darin Platz, und bald sahen wir die Stadt, die, etwa 1/2 Meile vom Binuë entfernt, auf dem Rücken eines rötlichen Felsens hängt, an dessen Fuße ein schmaler Creek mündet, welcher nach Aussage der Eingeborenen mit einem Flusse (»Otna« genannt) in Verbindung steht.

Die Bewohner zeigen eine entsetzte Miene, als sie unserer ansichtig werden. Wir selbst waren erstaunt, unter ihnen nur eine sehr geringe Anzahl waffenfähiger Männer zu finden; bald darauf erfuhren wir den Zusammenhang. Der Bischof hatte den Wunsch bekanntgegeben, mit dem Könige zu sprechen, um die Erlaubnis zur Errichtung einer Schule und einer Mission in Imaha zu erwirken. Er erhielt den Bescheid, daß Kpanaki — so heißt der König — auf die Belagerung von Amara, ein wenig weiter stromauf am Binuë, ausgezogen sei und alle Krieger des Stammes mit sich genommen habe.

Kpanaki ist der Sohn Osineku's, des Königs von Imaha in Igbirri-Panda. Im Gegensatz zu den anderen Fetische anbetenden Negerstämmen, welche den Muselmännern Widerstand leisteten, hat sich das Imaha-Volk mit ihnen verbündet. Infolgedessen wurden sie geschont, ebenso ihr König. Immerhin ist derselbe ein Vasall der Filani, an welche er Tribut entrichtet, und der Oberherrlichkeit des Sultans von Sokoto unterthan.

Die Böschung, auf welcher sich Imaha bis zu sechzig Fuß Höhe erhebt, ist ein steiler Fels; der Anstieg ist höchst beschwerlich; der Boden des Landes ist hier sehr trocken und mit einer Art von Kiessand gemischt, was den Hütten ein sehr sauberes, solides Ansehen giebt.

Da es unmöglich war, den König zu sprechen, so ließen wir uns zu dem Marabut führen, dem religiösen Oberhaupt des Landes. Er bewillkommte uns in einer runden, sehr geräumigen Hütte, wo er nach orientalischer Weise auf einer aus Pfählen etwa 20 cm vom Boden entfernt ruhenden Hürde saß. Es war der echte Typus eines Muselmanen, schweigsam, ehrwürdigen Aussehens: er trug einen silberweißen Bart und weißes Haar und war mit einem langen, weißen Mantel bekleidet;

auch einen weißen Turban trug er. Um ihn herum saßen die gelehrten Weisen des Landes, alle gleicherweise mit dem Turban bedeckt.

Unser Dolmetsch redete sie in Haussa an, welche Sprache man am ganzen Binuë und obern Niger spricht. Wirklich kann sich jeder, welcher Haussa spricht, kühn von Iddah bis ins Herz von Adamaua wagen.

Der große Marabut erbot sich, einen Boten zum König zu senden, um die Ermächtigung zum Betreten seines Kriegslagers für uns nachzusuchen. Es war ein verlorener Tag; indes willigten wir ein, denn es wäre sehr unklug gewesen, wenn wir uns ohne Firman hätten auf den Schauplatz des Krieges begeben wollen.

Am andern Morgen verließen wir Imaha. Der König hatte uns durch zwei seiner Krieger nach seinem Lager entbieten lassen. Wir nahmen seine Boten und ihr Kanot zu uns an Bord.

Auf diesem Teile des Binuë sind die Ortschaften spärlich. Dagegen wimmelt es von kleinen bewaldeten Inselchen, welche an verschiedenen Stellen die lieblichsten Aussichtspunkte bilden.

Ich befragte den Horizont mit dem Blicke, als in der Ferne seltsame Gegenstände aus dem Laube herauszutreten schienen. Allmählich nehmen sie eine deutliche Form an. Es war eine an das linke Ufer gelandete Flottille, deren Wimpel von den Masten hernieder wehten. Wir befanden uns angesichts des königlichen Lagers, in schwacher Entfernung von Amara, der durch den König belagerten Stadt.

Schon war die Ankunft unseres Schiffes signalisiert worden. Kaum hatten wir Anker geworfen, als zwei kleine, mit einer Drehbasse armierte Kanots sich auf uns zu bewegen. Sie legen bei uns an, und zwei der an Bord befindlichen Häuptlinge knüpfen mit den Weißen ein Gespräch an. Es waren der »Großadmiral« und ein Kommandant der Landtruppen.

Sie verkünden uns, daß der König Kpanaki geneigt ist, uns zu empfangen. Der Bischof, Herr Ashcroft und ich schiffen uns alsbald ein, begleitet von unserem Dolmetsch Ben-Ali. Die

Wimpel der Pirogen, an denen wir vorbeifahren, tragen arabische Aufschriften. Die Pirogen selbst strotzen voll Waffen und Munition.

Wir legen bei einer jähen Böschung an, die einen schlechten Zugang gewährt und die uns nötigt, an jungem Baumwuchs in die Höhe zu klimmen. An der Grenze des Lagers fand ich keinen Krieger, dagegen eine Menge von Weibern und Kindern, die sich bei unserm Anblick ängstlich aneinander schließen: es sind die Familien des Kriegervolkes.

Im Lager selbst bot sich mir ein überraschender Anblick. An Stelle von undisziplinierten Soldaten finde ich hier Truppen in Reih und Glied, nach den Waffengattungen und nach den Stämmen, denen sie angehören, gesondert. Es sind zunächst große Neger, Islamiten, die mit einem weißen Turban oder einem roten Fes angethan sind, und um den Körper ein weißes Tuch geschlagen tragen; sie tragen, an der linken Schulter durch Lederriemen befestigt, lange gekrümmte Säbel, deren mit Amuletten geschmückte Scheiden aus rotem und grünem Maroquinleder gefertigt sind und ein sehr gutes Zeugnis für die Geschicklichkeit der betreffenden Handwerker ablegen. Dann kommen lange Reihen ganz nackter Neger, von denen nur einige ein leichtes Stück Zeug um die Hüften tragen; sie haben den Kopf unbedeckt, die Haare tragen sie kurz und kraus, der Körper ist an manchen Stellen tättowiert; sie erscheinen sehr kräftig; sie stammen aus dem Nigergebiet; ich kenne unter ihnen Exemplare der »blassen«, kupferbraunen Rassen wieder, welche ich in Ibo angetroffen habe; die Mehrzahl ist mit langen Steinschloßgewehren bewaffnet, welche aus Braß oder aus Alt-Kalabar durch schwarze Agenten aus dem Innern hergeschafft werden. Endlich folgen Neger von wildem, schrecklichem Anblick, mager, knochig, schmalbeinig, mit teilweise skalpierter Schädelhaut. Sie tragen Lanzen, Wurfspieße, Bogen und Pfeile. Ihr Köcher ist gleich dem ihre Hüften umschließenden Schamlappen, aus Tierhäuten gefertigt. Als Kannibalen fürchten sie nichts so sehr wie den Einmarsch der Muhamedaner, was gleichbedeutend mit Sklaverei für sie sein würde, merkwürdigerweise haben sie mit

dem König Kpanaki sich gegen ihre anthropophagen Kollegen, die Mitschi-Neger, verbündet, so daß also zwei kannibalische Bruderstämme sich bekämpfen.

Am untern Niger gibt's, wie gesagt, keine Vierfüßler. Von Iddah an dagegen und besonders vom Zusammenfluß-Punkte an, trifft man eine arabische Pferderasse von kleinem Wuchs an. Hier bemerkte ich sogar verschiedene Gruppen, welche die Reiterei dieser seltsamen Armee bilden.

Mitten im Lager begegnen wir einer Musikerbande, die mit Tamtams (großen Trommeln), Pfeifen (aus Bambus gehöhlt), fünfsaitigen Rababas (die einen kreischenden, monotonen Klang von sich geben) ein richtiges Heidenkonzert aufführen und von einer Schar Menschen umgeben sind, welche dem blutigen Schlachten durch Kriegstänze ein Vorspiel geben; sie eskortieren uns zum König, dessen Wohnung aus mehreren Strohhütten besteht, die durch Pfeiler gestützt sind. Die Hütten, welche eine runde Form zeigen, sind für die Weiber reserviert. Diejenige, in welche man uns führt, und welche das Ratszimmer sein soll, ist viereckig und auf beiden Seiten durch herabfallende Matten geschlossen. Der König erwartet uns hier.

Er hat sich nach Art der Orientalen auf eine aus geflochtenen Binsen bereitete Hürde gehockt, die von fast sechs Centimeter langen Pfählen gestützt wird. Neben diesem Barbarenthron stehen oder hocken die Anführer der verschiedenen Abteilungen, von denen manche Fetischanbeter, oder Kannibalen, andere Islamiten oder Fellatah sind. Alle sind mit Säbeln, Messern, Lanzen, Wurfspießen, Bogen und Pfeilen bewaffnet.

Gegenüber dem König, auf den leeren Platz im Hinterraume der Hütte, werden drei rohe Sitze geschleppt, von denen einer aus einem alten Kasten, die anderen aus Baumklötzen bestehen. Auf ihnen nehmen wir Platz.

Der König Kpanaki scheint dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt zu sein. Sein Gesichtsausdruck ist hart, sein Auge stechend. Er gehört der vollblütigen Negerrasse an, hat dicke Lippen, aufgeblähte Nase, vorspringende Backenknochen. Er trägt um Beine und Hüften einen reichen roten Stoff von

etwa sechzig Centimeter Breite und trägt auf dem Kopfe eine Art Lederhelm, den ein weißer Federbusch überragt. Seine Finger sind mit Ringen bedeckt; zahlreiche Kupferringe umschließen die Arme und Beine. Er liegt auf einem Leopardenfell. Zu seinen Füßen liegen zwei schwarze, aber sehr schöne Orientalinnen, die mit reichem Perlen-, Kupfer- und Goldschmuck bedeckt sind, im Haare eine Menge von kleinen goldenen Pfeilen tragen und in jeder Hand einen elfenbeinernen Fächer und einen Fliegenwedel aus Straußenfedern halten.

Der König spricht zu unserem Empfange einige Worte. Ein Dolmetscher mit vollständig skalpiertem Schädel kniet vor ihm nieder. Ben-Ali seinerseits tritt vor, und hockt sich neben mich nieder, meinen Karabiner zwischen die Beine nehmend. Der König spricht Igbirra, was sein Dolmetscher in Haussa, Ben-Ali in Englisch übersetzt.

„Was suchen die weißen Männer hier?“ spricht der König zu uns. „Sehen sie nicht, daß wir im Kriege stehen?“

„Großer König,“ antwortet der Bischof; „vor vielen Jahren bin ich nach Imaha, in Deine Hauptstadt gekommen. Du herrschtest noch nicht, aber ich wurde von Deinem Vater, Asinaku, empfangen, dessen Staaten gediehen und Frieden hielten mit den Nachbarvölkern. Ich wurde als Freund empfangen, nicht weil ich dieselbe Hautfarbe habe wie Dein Volk, sondern weil Dein Vater vernahm, daß ich der Überbringer der Segnungen einer Religion bin, in deren Besitz ich durch die weißen Männer gesetzt worden bin.“

„Mein Vater,“ unterbrach Kpanaki seine Rede, „war ein großer König, aber auch ein tapferer Krieger.“

„Der König, Dein Vater,“ setzte der Bischof seine Ansprache fort, „bekundete den Wunsch, seine Unterthanen der Bildung Europas, der christlichen Religion und dem Handel zugänglich zu machen; er nahm mir das Versprechen ab, in Kürze wiederzukommen und in Imaha eine Mission und eine Schule zu errichten. Jahre sind verstrichen, ohne daß ich meinem Worte gerecht werden konnte. Aber ich habe seiner nicht vergessen. Und jetzt bin ich da.“

„Was mein Vater gethan hat, werde auch ich thun. Was Du ihm versprochen hast, muß ausgeführt werden. Rede! ich höre Dich."

„Ich bin in Deine Hauptstadt gekommen," sprach der Bischof, „mit diesen weißen Männern, welche aus fernen Landen in Dein Land gekommen sind. Aber wir haben Deine Hauptstadt leer gefunden. Du warst aufgebrochen mit all Deinem Volke, um in diese unglücklichen Länder die Geißel des Krieges zu tragen."

„Denkst Du, daß ich unrecht thue?" rief der König; „denkst Du, daß ich nicht auch lieber im Frieden in meiner Hauptstadt säße, als unter den Tieren dieser Wälder?"

„Ich weiß nicht, ob Du Recht hast oder Unrecht," erwiederte der Bischof; „aber was ich Dir zu sagen habe, o König, ist dies: Der wahre Gott, welchen ich Dich kennen lehren werde, untersagt den Krieg. In diesem heiligen Buche hier befiehlt er uns, mit unseresgleichen im Frieden zu leben, uns gegenseitig zu lieben, und um diesen Preis verspricht er, in unserer Mitte zu weilen. Was ich als sein Diener vor allem von Dir fordere, das ist: Daß Du in Deiner Hauptstadt ein Gotteshaus erbaust, daß Du in Deinen Staaten Frieden machst, damit wir dort für die Anbetung unseres Gottes Sorge tragen können."

„Aber Allah und Tschuku," warf der König ein, „verbieten ja den Krieg nicht."

„Höre," sprach ich jetzt zum König, „wir besitzen Reichtümer, welche Dein und Deines Volkes Glück hervorbringen können. Urteile über unsere Macht: mit unseren Schiffen durcheilen wir das Wasser der Flüsse schneller als Dein Pferd durch den Raum zu galoppieren vermag. Wir können Dir reiche und schöne Stoffe bringen, mit denen Du Dich kleiden, vortreffliche Waffen, mit denen Du die Tiere, die zu Deiner Nahrung dienen, jagen kannst, Salz, das Dir unentbehrlich ist, Eisen und Kupfer. Wir wollen Dir sogar Wohnungen bauen, in welche niemals das Wasser dringt, wo Du geschützt sein wirst vor den Strahlen der Sonne und dem Wüten des Orkans.

Alles, was Du wünschen kannst, sind wir im stande, Dir zu verschaffen . . ."

„Gut denn," rief der König; „führe mir all' das herbei, wovon Du sprichst, und ich will Dir geben, was Ihr so gerne kauft: Elfenbein, Gold und Palmöl."

„Ja," versetzte ich; „wir sind wohl geneigt, Dir die Erzeugnisse Deines Landes abzukaufen. Aber bevor wir zu Dir kommen, o König, müssen wir die Gewißheit haben, weder von Deinen Unterthanen, noch Deinen Nachbarn ausgeplündert oder sonst belästigt zu werden. Wie könnten wir Lust bekommen, zu Dir zu kommen, wenn wir nichts anderes sehen als Räuberei und Totschlag? Wenn Du wirklich mit uns in Handelsverkehr zu treten wünschest, dann setze vor allen Dingen diesen fortwährenden Kriegen ein Ziel!"

„Das kann ich nicht! Ich muß vorerst meine Feinde vernichten!"

„Dann," fiel Mr. Ashcroft ins Wort, „werden wir uns auf den Heimweg machen, aber nicht wieder zurückkommen."

„Und werden unsere Schätze anderen Leuten anbieten," ergänzte ich; „Adieu, König Kpanaki!"

„Warte, weißer Mann," rief die schwarze Majestät. „Warte noch eine Weile. Ich will meinen Rat versammeln und ihm Friedensvorschläge machen."

Ich beobachtete die Physiognomie der den König umstehenden Häuptlinge. Einen Augenblick lang schien es mir, als wären sie der Beendigung der Feindseligkeiten geneigt. Schon hoffte ich auf Anknüpfung von Geschäftsbeziehungen, als ein gewaltiger Lärm im Lager sich erhob. Kriegsgeschrei, Pferdegewieher, all das Getöse eines entbrennenden Kampfes schallte herüber. Waren wir verraten, zerniert? Hatten die Eingeborenen in unserer Abwesenheit den »Henri Venn« angegriffen und geplündert? Dieser Gedanke durchkreuzte blitzartig meinen Sinn. Ich warf die Augen um mich . . . die Thüre, welche sich hinter uns öffnete, war durch eine dreifache Reihe von Kriegern versperrt.

Ich hatte einen Revolver, Ben-Ali meinen Karabiner. Ich

stand auf dem Sprunge, mich auf die den Zugang zur Hütte wehrenden Krieger zu stürzen, als die hinter dem König aufgehängte Matte sich plötzlich hob und eine neue Persönlichkeit auf der Bühne erschien . . .

Es war ein muhamedanischer Krieger, von hoher prächtiger Gestalt, mit hartem, grausamem Gesicht. Durch den Spalt, welchen die aufgehobene Matte bildete, konnten wir draußen eine gewaltige Schar bewaffneter Reiter erkennen. Ihre Ankunft war's, welche das Lager in Aufregung versetzt hatte.

Als er des hohen Negers ansichtig wurde, rief Ben-Ali mit entsetzter Miene: „N'Dako, N'Dako!!" . . . Fliehet, o Herr! fliehet!"

„Was ist los?" rief ich aus.

„Dieser Krieger, Herr, ist N'Dako, der Schrecken dieser Gegenden! N'Dako, der berühmte Feldherr des Königs von Bida, der gewaltige Zerstörer, der Meister der Sklavenjägerei!" lautete Ben-Ali's Antwort. „Seine Anwesenheit hier verheißt nichts Gutes. Er haßt die weißen Männer. Fliehet, Herr, o fliehet!"

Inzwischen hatte N'Dako sich zu dem Ohre des Königs geneigt, und bald entspann sich eine lebhafte Unterredung, an welcher der Admiral und der Führer der Fußtruppen allein sich beteiligten. Das Antlitz des Königs strahlte. Wenige Augenblicke später wendete er sich zu uns.

„Weiße Männer," rief er, „sprecht mir nichts vom Frieden! er ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ich muß vor allen Dingen meine Feinde bekämpfen und besiegen, Euch aber werde ich, wenn Ihr die Verwegenheit haben solltet, weiter vorzudringen, ohne Gnade umbringen lassen."

Also sprach er und erhob sich. Die ganze Versammlung folgte seinem Beispiele. N'Dako sandte uns einen giftigen Blick zu, aus welchem Triumph und Haß leuchteten.

„Nimm Dich in Acht, König Kpanaki," rief ich, „daß Du nicht eines Tags Reue fühlst ob Deines Benehmens gegen uns."

„Willst Du Geschenke? willst Du Sklaven?“ fragte er ohne Zweifel beunruhigt durch unsern Groll.

„Wir sind Christen,“ gab ich zur Antwort, „alle Menschen sind unsere Brüder. Und die Sklaverei,“ setzte ich, N'Dako ins Auge fassend, hinzu, „verursacht uns Abscheu. Wir werden sie immerfort und überall rücksichtslos bekämpfen.“

Unterdessen wendete sich der »Admiral«, der zu uns getreten war, zu Ben-Ali. Derselbe verdolmetschte mir alsbald die Anrede desselben.

„Fliehet rasch!“ lautete sie; „N'Dako führt Kpanaki zweihundert Reiter zu und meldet ihm das Bündnis des Königs von Bida. Sie werden eine große Razzia zusammen unternehmen und den Erlös aus derselben teilen. Er fürchtet, daß Ihr Widerstand leisten werdet, denn er weiß nicht, wieviel Leute Ihr an Bord Eures Schiffes habt. Aber ganz sicher sinnt er auf Euer Verderben. Der »Admiral« fordert uns auf zu rascher Flucht.“

Und wirklich, sobald die letzten Worte des Königs verhallt waren, hatten die uns umstehenden Krieger, vor allem die umstehenden Muhamedaner, sich zusammengedrängt. Kriegsgeschrei erschallte. An allen Teilen blitzten blanke Waffen. Ich gewann ohne Zögern den Ausgang, meinen Genossen einen Weg mitten durch die Menge bahnend, die nur auf einen Wink zu warten schien, um über uns herzufallen.

Am Ufer angekommen, wurden wir durch den »Admiral«, welcher uns begleitet hatte, hastig in eine Piroge geschoben. Er wandte sich beim Abschied mit den Worten an Mr. Ashcroft.

„Ich bin Feind N'Dako's; aber ich bin gezwungen, ihm Gehorsam zu leisten, denn der König ist stolz auf das Bündnis, welches ihm den Erfolg in dem unternommenen Kampfe sicher stellt. Seht dorthin!“

Er wies mit der Hand nach dem Lager, in welchem eine unbändige Lebhaftigkeit herrschte. Die Konkos wurden mit fanatischem Eifer geschlagen, die Tamtams heulten, alles lief zu den Waffen, und König Kpanaki stieg, mit einem scharlach-

roten Mantel bekleidet, zu Pferde, um an N'Dako's Seite das Lager zu durchreiten.

Auf dem Ufer liefen Weiber und Kinder voll Entsetzen einher; sie schleppten in wirrem Durcheinander ihre Habseligkeiten in Kanots und flüchten auf den Fluß hinaus, während die Armee Kpanaki's zum Sturme auf Amara schritt, dessen Einwohner der Sklaverei verfallen waren.

Bischof Crowther mußte mit dem »Henry-Venn« bis zum Orte des Zusammenflusses zurückfahren. Er wollte sich von dort nach Bida, am Lafun-Flusse begeben. Ich mußte ihn also verlassen. Aber vorher wollte er mir ein Andenken und ein Zeugnis unserer Begegnung übergeben.

Ich hatte ihm von dem edelmüthigen Unternehmen des Königs der Belgier berichtet, hatte ihm lange erzählt von der Brüsseler Konferenz, von den dort gefaßten Beschlüssen &c., hatte ihm von meinen Landsleuten Maes und Crespel erzählt, die beide auf afrikanischem Boden bestattet liegen. Er seinerseits rief mir beim Abschiede zu:

„Wenn ihr eure Heimat wiederseht, so übergebt eurem Herrscher diesen von meiner Hand geschriebenen Brief. Er wird ihm sagen, daß sein Name in unseren Herzen eingeprägt ist, daß wir ihn lieben als einen der größten Wohlthäter unseres armen Afrika."

Er händigte mir ein langes Schreiben ein, das an Seine Majestät, König Leopold II. gerichtet war als dem Protektor des internationalen Zivilisationswerkes in Innerafrika.

Dann sagte ich ihm Lebewohl.

Wer weiß, ob ich ihn jemals wiedersehen werde, den wackeren Mann! Aber sein Andenken wird nimmer verlöschen in meinem Herzen.

XIV.

Ich war also abermals auf meine eigenen Kräfte angewiesen! Glücklicherweise hatte ich jetzt einen treuen Führer, Ben-Ali, auf den ich mich alles Ernstes verlassen konnte. Ben-Ali hatte sich verpflichtet, mich überallhin zu begleiten; er war ein vorzüglicher Dolmetscher; außer Haussa verstand und sprach er die verschiedenen Dialekte der im Flußgebiet des Binuë seßhaften Stämme: das Mitschi und Doma, die mit der Sprache der Filani in gar keiner Verwandtschaft stehen, und auch unter sich große Verschiedenheit aufweisen.

Ich war entschlossen, mein Ziel bis zur Erschöpfung aller meiner Hilfsmittel zu verfolgen.

Das Land, welches am Zusammenflusse des Niger und Binue liegt, heißt, wie ich bereits früher bemerkte, Igbirra-Panda, liegt am rechten Ufer des letzteren Flusses und dehnt sich bis nach Oketa aus. Auf Igbirra-Panda folgen auf dem nämlichen Ufer: Bassa, das bis nach Egy sich erstreckt, Doma, das von dem Adams-Gebirge begrenzt wird, Bautschi, das bis zu der Kette der Murchison-Berge reicht. Gegenüber, auf dem linken Ufer, liegen Akpoto, das die mittlere Region zwischen dem Zusammenflusse und Agadumo bildet, Mitschi, das sich von Agadumo bis Anufo erstreckt, und Kororofan, dessen äußerste Grenze der Akam-Fluß bildet. Dort beginnt das Land Hamaruwa, welches auf beiden Ufern liegt und bis Adamaua geht, dessen Hauptstadt Yola ist.

Das ganze rechte Ufer des Binuë befindet sich in der Gewalt der Filanis, das heißt des Islams. Derselbe ist sogar bereits auf das linke Ufer gedrungen, nach Kororofan, dessen Hauptstadt Wukari ist; erst in Hunuë, das an Mitschi stößt,

hat er halt gemacht. Durch ihn in ihre letzten Zufluchtsstätten, Mitschi, Akpoto, an den Unterlauf des Niger nnd in das Aquatorialgebiet zurückgedrängt, wird es nicht lange dauern, bis die fetischanbetenden Völkerschaften den schwarzen Jüngern des Propheten unterworfen sind.

Oberhalb Lokoja's liegt Kakanda. Es ist von Negern bevölkert, welche vom rechten Ufer des Binuë dort eingewandert sind. Die Sorakte-Berge dienen diesen Opfern der muhamedanischen Invasion gleichfalls als Zufluchtsstätte. Indessen unterscheiden sich die dort wohnenden Bassa vollständig von den am Binuë seßhaften Völkerschaften. Sie tättowieren sich nicht und haben einen eigenen Dialekt; die Bewohner der Sorakte-Berge ähneln höchstens in der Sprache den Bewohnern von Nupe und Kakanda.

Die muselmanische Invasion in das zentrale Plateau ist übrigens weit älter als diejenige El-Hadschi's, welcher, dem Beispiel eines andern Eroberers folgend, Futa-Djalon mit seinen Scharen überschwemmte und bis zum Senegal vordrang, wo seine Streitmacht sich erst an der durch Paul Holl in Fort Medine entfalteten Energie (1857) brach.

Auf dem zentralen Plateau-Land ist der Sitz der muhamedanischen Macht, das am Fadam-Flusse, einem Zuflusse des Niger, unter 13° 30′ nördl. Breite gelegene Sokoto (im südlichen Sudan). Dasselbe war ehedem nur ein armseliger Flecken, durch welchen die Afrika in allen Richtungen durchziehenden maurischen Karawanen zogen. Fodie, El-Hadji's Vorläufer, welcher Scheriff oder Mollah (wie sich die muhamedanischen Marabuts selbst zu nennen lieben) war, hatte eines Tages eine Vision: Mahomet rief ihn zu den Waffen, um alle wahrhaft Gläubigen zu beschützen und die Gegenden am Niger und Binuë für den Islam zu erobern.

Auf Fodie's Ruf eilten die wilden Anhänger des Islam in Menge aus dem Norden und Osten herbei, um sich unter seine Standarte zu scharen. Von ihm geführt, stürzten sie gleich einem Orkane auf die fetischanbetenden Völker und verheerten das ganze Land von Gando bis Adamaua; alle Orte wurden

verbrannt, jeder, welcher Widerstand leistete, erschlagen, der Rest in die Sklaverei geschleppt. Die Islamiten waren bald die Herren von allem Land zwischen dem Sudan und dem Binuë, dessen ganzes rechtes Ufer unter ihre Botmäßigkeit fiel. Sie setzten dann auf das linke Ufer hinüber, verwüsteten Adamaua, Hamaruwa und Kororofan, Alles was sich zur Wehr setzte, vor sich niederwerfend oder verdrängend; erst vor den Mitschi-Bergen, die sie früher oder später gewiß überschreiten werden, machten sie halt.

Zu welchem Ende wird dieser Religionskrieg, in welchem der Glaube nur als Mittel zur Ausrottung dient, noch führen? Wird der Islam einen heilsamen Übergang von der Barbarei des Fetischismus zu einer bessern Ordnung der Dinge bilden? Wird aus dieser Invasion den wilden Völkerschaften irgend eine Wohlthat erwachsen? Nein, gewiß nicht! wer möchte so kühn sein, diese ungeheuerliche Härte als eine gute Sache zu betrachten? Wenn man die Sklavenmärkte, die Razzias, die verbrannten Ortschaften, das Hinschlachten von Weibern und Kindern mit eigenem Auge gesehen hat, wie möchte man zugeben, daß diese schwarzen Sektierer Muhameds, die keine anderen Mittel als Feuer und Schwert kennen, jemals auf irgend eine Weise der Zivilisation den Weg zu bahnen im stande wären? Gleich Attila, welcher sich brüstete, daß dort, wo sein Roß den Fuß hingesetzt, kein Grashalm mehr zu wachsen vermöchte, läßt das Vordringen der Islamiten nur Trümmerstätten hinter sich. Und wo liegen die katalaunischen Felder, welche diese Flut zu dämmen vermöchten?

Es ist nicht der Fall, daß die muhamedanischen Neger überall die Feinde der Weißen sind. Sie preisen im Gegenteil die Verdienste derselben gar oft sehr hoch, und verstehen den Wert derselben ziemlich genau zu schätzen. Aber es ist ein vergebliches Bemühen, die Ausrottung des Sklavenhandels zu versuchen. Abgesehen davon, daß er für sie eine Quelle des Reichtums bildet, betrachten sie die Sklaverei als eine heilige Institution, und in diesem Punkte sind sie absolut unzugänglich. Außerdem sind sie erpicht darauf, Proselyten zu werben, und

haben einen eingewurzelten Hang zur Räuberei. Wenn sie diejenigen, welche sich dem Gesetz des Propheten unterwerfen, wirklich schonen, so geschieht's mit dem Vorbehalte, sie im Laufe der Zeit bis aufs Blut auszusaugen.

Oberhaupt des Islam ist, wie schon bemerkt, in diesen Ländern der Sultan von Sokoto, Ali-Hu-Sariki-N'Musulmi. Er ist ohne Widerrede der mächtigste Mann von ganz Innerafrika. Seine Hauptstadt Sokoto ist auf der Stelle des armseligen Fleckens erbaut, wo Fodie seine Vision bekam. Es ist jetzt eine schöne Stadt, die reich ist an allem Glanz des Orients. Ali-Hu's Truppen sind zahlreich, wohlbewaffnet und sogar diszipliniert. Er ist im Genusse ungeheurer Einkünfte. Er haßt die Weißen nicht, aber er hält über die Sklaverei so eifrig Wache, wie über den Apfel seines Auges. Seine Unterstützung würde den Forschungsreisenden von großem Nutzen sein, und mittelst eines Firmans vom Sultan in Konstantinopel dürfte man dieselbe unschwer erlangen.

Das Kaiserreich Nupe oder Nufi (Nyfe), welches am obern Niger sich entlang zieht, gleichwie das Königreich Bida, welches vom Lafun- oder Kundunia-Flusse durchzogen wird, stehen beide im Abhängigkeitsverhältnisse zu Sokoto.

Herrscher über Nupe ist König Umoru, der Neffe des gleichnamigen Rebellen, welcher lange Zeit die Länder des obern Niger gestört hat und gegen welchen der wirkliche Souverän zugunsten seiner Vorgänger, der Könige Zumo-Zaki und Massaba (Zusammenziehung aus Mahomet-Saba), ins Feld zog. Dieser Rebellenführer war ein alter Sklavenhändler, der zum Heerführer Zumo-Zaki's, des Königs von Nupe und der Filani und Vasalls des Sokoto-Sultans, erhoben worden war.

Zumo-Zaki hatte einen Bruder, Dasaba. Ihn spornte der General Umoru an, sich der Herrschaft zu bemächtigen und unterstützte ihn in seinem Beginnen. Der Verräther zettelte hierauf eine Verschwörung gegen seinen eigenen Mitschuldigen Dasaba an, wiegelte gegen ihn die Filanis auf, entthronte ihn und nahm die Zügel der Regierung selbst in die Hand. Zumo-Zaki hatte inzwischen den Sultan von Sokoto zu gewinnen

verstanden, dessen Beistand auch Dasaba nach seinem Falle anrief. Der Sultan söhnte die beiden Brüder aus und riet ihnen, ihre Streitkräfte gegen Umoru zu vereinigen. Vom Sultan selbst unterstützt, zogen sie dreimal vergeblich gegen den Empörer ins Feld; endlich besiegten sie ihn; er flüchtete nach Gbako im Lafun-Lande. Der alte König, Zumo-Zaki, bestieg wieder den Thron der Filani, und Dasaba erhielt den Titel eines Königs von Nupé, überließ das Regierungsgeschäft aber seinem Bruder. Im Jahre 1873 folgte der jetzige König, Umoru, auf Massaba.

Die Hauptstadt von Nupe ist Rabbah. Sie zählt siebzigtausend Einwohner (Filani, Haussa, Nupeer, Yoribbier und Egbus); sie ist etwa eine Meile lang; die Karawanen, welche von weit und breit hierher kommen, machten Rabbah zu einem wichtigen Handelszentrum. An der Stelle, wo man hier am Niger landet, sieht man zahlreiche Ruinen, die Überbleibsel des alten Rabbah.

Der König von Bida, gleichfalls Islamit und Vasall des Sokoto-Sultans, ist den Europäern freundschaftlich gesinnt. Seit langen Jahren besuchen die englischen Dampfer sein vom Lafun oder Kundnia durchflossenes Land und bringen von dort aus große Mengen von Elfenbein in den Handel.

Gegen Ende des Jahres 1871 scheiterte der Steamer »Formoso« (Kapitän Chaplan) auf einer Sandbank zwischen Lokoja und Eggan. Man bemühte sich umsonst, ihn flott zu machen. Es stellte sich bald heraus, daß allein das Hochwasser ihn wieder flott machen könne. Das hieß also soviel, wie acht bis neun Monate warten! Man betraute mit der Obhut über den Steamer mehrere Neger aus Sierra Leone. Der Rest der Bemannung, ein Ingenieur, ein Schiffszimmermann, drei Angehörige der Familie Crowther, der Bischof selbst und die Herren R. Renner, J. C. Bishop, J. B. Macauly und R. Campbell begaben sich unter Führung des Kapitäns nach Bida, um die Hilfe des Königs anzurufen. Der König nahm sie freundlich auf, gab jedem ein Pferd und ließ sie von einem Führer an die Küste

geleiten. Sie zogen durch Muregi, Ela, Lade, Kpoto, dann durch Ilorin und gelangten nach Verlauf eines Vierteljahres nach Lagos. Ihre Reise war, wie sie berichteten, ebenso annehmlich wie bequem, und keinerlei Mißgeschick stieß ihnen zu. Seit dieser Zeit ziehen zahlreiche Händler von Lagos und Bida durch Ilorin und führen Elfenbein und kleine arabische Pferde von dort nach der Küste. Diese aber stammen aus den Ländern, welche der Oberlauf des Niger durchzieht. Man darf heute sagen, daß Bida und Eggan der europäischen Zivilisation erschlossen sind; Faktoreien sind dort errichtet worden, Kaufleute haben sich niedergelassen und jedes Jahr laufen etwa acht bis zehn Steamer dort ein. Acht Meilen von Bida, in Wonangi, befinden sich mehrere englische Faktoreien.

Indessen wiederhole ich: man muß sich hüten, den Einfluß des Islamismus als eine Wendung zum Guten anzusehen. Gleich einem Ölfleck rückt er dem äquatorialen Plateau immer näher, und allzu oft bezeichnen Verödung und Trümmer seinen Vorbei- oder Durchzug. Überall am Binuë habe ich zerstörte Ortschaften gesehen, Brandstätten, gebleichte Knochen. Abattu, Oruko, Dagbo, Egy im Bassa-Lande; Otia, Agatu, Ojogo im Doma-Lande sind nur noch Überreste der durch die Eindringlinge verwüsteten Dörfer, ihre Bewohner sind auf das linke Ufer geflohen in die Akpoto-Berge und zu den Mitschi-Negern.

Auf dem rechten Ufer des Binuë, welches vollständig unter das Joch des Islam gebracht worden ist, spricht man Haussa, die Gorsprache mit biegsamer Endsilbe; die Eingeborenen haben jedoch ihre eigenen Dialekte bewahrt, das Bassa, Doma (von einander verschieden) und das Mitschi (das auf dem linken Ufer gesprochen wird).

Ich habe bei den Akpotos und bei den Mitschis die nämlichen charakteristischen Eigentümlichkeiten beobachtet wie bei den Igara- und auch den Ibo-Negern. Sie sind gleich diesen von einer außerordentlichen Wildheit; die Gebräuche des Fetischismus, die Menschenopfer, der Kannibalismus blühen auch unter ihnen.

Häufig, wenn sie sich von einer lästigen Person befreien

wollen, greifen ihre Priester zur Giftprobe: sie klagen den Betreffenden irgend eines Verbrechens an, gewöhnlich der Zauberei, was in den Augen der Neger als Kapitalverbrechen gilt; um sich desselben zu entsühnen, verschluckt der Angeschuldigte einen Aufguß von Melisse und Lorbeerrosenbaum und stürzt nieder. Oft wird eine Gegenprobe zugelassen, d. h. die Priester nehmen selbst den Gifttrank; aber sie verstehen es, ihn durch ein Gegengift, dessen Bestandteile ich nicht kenne, unschädlich zu machen. Ein Brechmittel reicht übrigens hin, um die Wirkung ihres Trankes zu neutralisieren.

Die Religion der Fetischanbeter des Binuë ist ein grober Heidenglaube, mit verschiedenen Gebräuchen und Praktiken durchsetzt, welche, wie z. B. die Beschneidung, in gewisser Ähnlichkeit mit dem Ritus des Judaismus stehen.

Die Mehrzahl dieser Negerstämme glaubt an zwei Götter oder, wenn man will, zwei Prinzipe: ein gutes und ein böses; das eine belohnt, das andere bestraft.

In der Regel unter der Form von schädlichen Tieren: Schlangen, Alligatoren, Leoparden begriffen, übt der böse Gott eine ganz andere Macht als der gute, der durch die nutzbringenden Bäume, durch einen Fluß, die Gestirne und dergleichen dargestellt wird. Dem bösen Gott baut man, in der Hoffnung, seinen Zorn zu besänftigen, die meisten Tempel; ihm bringt man die meisten Opfer. Den guten hat man nicht zu fürchten, um ihn kümmert man sich deshalb nur wenig. Ein seltsames Ding ist der geringe Respekt, mit welchem man die angenommenen Vermittler des guten Gottes, die Fetische, die bald die Form eines irdenen Topfes, einer Kugel, oder irgend eines Amuletts aufweisen, behandelt. Zuerst betet der Neger zu ihm, dann erteilt er ihm Befehle; und wenn die Angelegenheit, um deren willen er seine Hilfe angerufen hat, nicht gelingt, wenn der Wunsch, den er ausgesprochen hat, keine Erfüllung fand, wirft er den Fetisch beiseite, oder mißhandelt ihn und bricht ihn nicht selten in tausend Stücke. Wenn der Zorn des Fetisch-Gläubigen verraucht ist, werden die Stücke wieder gesammelt,

sorgfältig aufgehoben und ihnen schließlich, um den Zorn des Gottes abzuwenden, ein Opfer dargebracht.

Nachdem ich bis Zuwo vorgedrungen war, nahm ich wahr, daß meine spärliche Bagage fast aufgebraucht war, und so leid es mir that, mußte ich daran denken, umzukehren. Es erschien mir sogar fraglich, ob es mir gelingen würde, mit dem mir verbliebenen Reste die Küste zu erreichen. Ich mußte ja doch in jedem Dorfe, das ich passierte, einen Tribut (von den muselmännischen Völkern »Karo« genannt) bezahlen oder dem Häuptling ein pflichtmäßiges Geschenk übergeben. Ohne eine unerwartete Hilfe war es mir unmöglich, mich weiter zu wagen, um so weniger, als ganz Mitschi im Kriege lag und ich fortwährend die Spuren des Kämpfens, Raubens und Sengens vor Augen hatte.

Ich entschloß mich deshalb, wieder nach dem Lande der Akpoto zu ziehen, welche zum größten Teile, gleich den Völkerschaften von Mitschi, Menschenfresser sind.

Ich stieß auf einen Fluß, welchen die Eingeborenen Okari nennen. Er durchschneidet den Binuë an mehreren Stellen, besonders auf der Höhe der am linken Ufer des Binuë gelegenen Joko-Inseln (5^0 20′ östl. L. v. Paris); er ist, nach meinen eigenen Beobachtungen und den mir gewordenen Aufschlüssen zu urteilen, kein anderer Fluß als der Bonny.

Man hat den Bonny-Fluß auf den Karten als direkt mit dem Niger in Verbindung stehend gezeichnet. Ich neige jedoch zu dem Glauben, daß dem nicht so ist, sondern daß während der Regenzeit gewisse im Sommer ausgetrocknete Creeks mit einander durch den Inamfluß in Verbindung treten. Unter den Gründen, welche mich zu dieser Annahme bestimmen, daß der Bonnyfluß kein Ablauf des Niger ist, will ich auf den Unterschied hinweisen, welcher zwischen den auf diesen Flüssen zur Küste geführten Palmölen besteht: man weiß, daß nächst den Palmölen vom Kongo die Palmöle vom Niger auf den europäischen Handelsmärkten am geschätztesten sind, während die Öle vom Bonnyfluß immer etwas tiefer rangieren. Dagegen hält man die auf dem Braß-, dem Neukalabar-, dem San Barbara-

Fluß Akassa's, dem San Nicolas- und dem Beninflusse ankommenden Öle den Ölen vom Niger für gleichwertig, zu welchem diese Flüsse doch in Verbindung stehen. Wenn sich nun ein solcher Unterschied bemerklich macht zwischen den Produkten des Bonny- und denen des Nigerflusses, im Gegensatz zu den übrigen thatsächlich mit dem Niger in Verbindung stehenden Flüssen — warum soll dies nicht als Beweis dafür gelten können, daß dieser Gegensatz auf die Nichtzusammengehörigkeit von Niger und Bonny Anwendung zu finden hat?

Nach Aussage der Eingeborenen durchfließt übrigens der Bonny das Ibo-Reich, das Land der Ogidis, wo er den Namen Okoloba erhält, wendet sich hierauf dem Meere zu und erhält erst an seiner Mündung den Namen Bonny. Wenn dem wirklich so ist, so würde diese große Wasserstraße, die ein fruchtbares in allen Hinsichten reiches Land durchzieht, dem Handel die Straße nach Ibo eröffnen.

Je mehr ich in der Richtung auf Akpoto vordrang, desto mehr nahmen die Schwierigkeiten überhand: zu der Beschränktheit meiner Hilfsquellen sowohl, wie auch meiner Munition gesellte sich die mehr und mehr hervortretende Feindseligkeit der Einwohner. In jedem Augenblicke hatte ich bald einen Hinterhalt, bald einen Verrat zu befürchten. Eingeborene, die auf der Flucht von dem Einfalle der Muselmänner begriffen waren, durchzogen truppenweise das Land. Da sie in der Regel aus kannibalischen Mitschi-Negern bestanden, so waren sie um so mehr zu fürchten, als die Angriffe, deren Gegenstand sie selbst waren, die Zerstörung ihrer Dörfer und Gefangennahme ihrer Stammesgenossen, ihre Gemüter aufs äußerste erbittert hatten. Mehrmals sah ich mich gezwungen, Verstecke zu suchen; immer ging ich, soweit dies möglich war, den stärker bevölkerten Dörfern aus dem Wege. Zur Nachtzeit wagte ich mit Ben-Ali einen Marodierzug nach Gemüsen und Bananen, wenn die Jagd unsere Bedürfnisse nicht gedeckt hatte.

Von Tag zu Tage verschlimmerte sich meine Lage. Entmutigung fing an sich meiner zu bemächtigen. Es war mir zeitweise, als wenn mein Ende herannahe. Die Entbehrungen,

die übermäßigen Anstrengungen, die immerwährenden Gefahren, die Notwendigkeit, sich beständig auf der Hut zu halten, schwächten mich moralisch und physisch. Und dennoch hätte ich um keinen Preis der Welt vor meinem treuen Ali die Unruhe verraten mögen, welche mich verzehrte. So schwer es mir wurde, ich heuchelte Heiterkeit und Ruhe über unser Schicksal.

Eines Nachts hatte ich nach meiner Gewohnheit meinen Hammock an zwei junge Palmenbäume nahe einem in den Okari, den wir bereits überschritten hatten, mündenden Creek befestigt und war, von der Anstrengung übermannt, eingeschlafen, während Ali wachte. Wir hielten wechselseitig Wache und selten schlief ich länger als zwei Stunden hintereinander. Es war seit meinem Aufbruch vom Senegal die nämliche Geschichte: wenn mich nicht eine drohende Gefahr am Schlafen hinderte, oder meinen Schlaf fieberhaft beunruhigte, so waren's die Moskitos, die sich der Störung desselben befleißigten. Wohlverstanden, mir war die Gewöhnung abhanden gekommen, meine Kleider vorm Zubettegehen abzulegen. Im Gegenteil, um die Stiche der Insekten soviel als möglich abzuwehren, bekleidete ich mich zur Nachtzeit in der Regel noch dichter als tagsüber. Aber was helfen einem gescheite Einfälle: die Ruhe, welche man in solchen Lagen, in denen ich mich befand, genieße, ist nur eine künstliche Ruhe; der Körper bricht zwar zusammen, aber das Ohr bleibt wach und der Geist auf der Lauer. Man schläft, aber nach Art der Somnambulen.

Ich ruhte gewöhnlich in meiner Hängematte, den Kopf auf den Handsack gestützt, in welchem ich meine Skripturen barg. Meine Revolver legte ich niemals ab, sondern ließ sie beständig im Gürtel, auch meinen Karabiner behielt ich an der Seite.

Unter einem weniger mörderischen Klima, in einem vom Himmel gesegneten Landstriche, in Palästina oder Syrien hätte das Dasein, welches ich führte, vielleicht einigen Reiz haben können. Aber in Innerafrika fehlte jeglicher Reiz; von Poesie keine Spur; die sündflutartigen Regen, die sumpfigen Miasmen, die Insekten, der Mangel an Nahrung, der Anblick der Ein-

geborenen, die Furcht vor ihnen: dies Alles übt eine häßliche, oft verbitternde Wirkung auf das Gemüt.

In dieser Nacht war ich ausnahmsweise in einen bleischweren Schlaf gesunken, als ich von einem scharfen Schmerz in der Hüfte aufgeweckt wurde. Ich war von einer Schlange gebissen worden, die ich unter meiner Hand dahinschlüpfen fühlte. Instinktiv warf ich den mich bedeckenden Burnus über sie und begann sie mit dem Griffe meines Revolvers zu bearbeiten; ohne es zu wissen, zertrümmerte ich ihr den Kopf. Sie hatte eine grün und schwarz gefleckte Haut, einen glatten Kopf; ihr Schwanz endigte in eine scharfe Spitze. Sie war daumendick und maß in der Länge 1 m 60 cm. Ich habe sie mit nach Europa gebracht.

Da ihr Biß mich grausam schmerzte, so ließ ich von Ben-Ali ein paar Büschel der Raidore-Pflanze kochen und legte den Brei auf die Wunde, nachdem ich sie zuvor mit Pulver sorgsam ausgebrannt hatte.

Natürlich war es für die übrige Nacht mit dem Schlaf zu Ende. Ich fürchtete, das Fieber zu bekommen, dem ich bislang so glücklich entgangen war, und verwünschte den Zufall, der mir just zu der Zeit übel mitspielte, wo ich all' meiner Kräfte, all meiner Energie bedurfte.

Am Morgen versuchte ich aufzustehen und zu gehen. Mein Bein war wie gelähmt. Bei jedem Schritte litt ich gräßliche Schmerzen, und was mich am meisten beunruhigte, war, daß sich um meine Wunde ein schwärzlicher Ring bildete. Trotz meiner Schmerzen aber befahl ich Ali, zusammenzupacken. Ich hätte um Alles in der Welt nicht meinen Marsch einhalten mögen. Als Ali mich hinken sah, und meinen Schmerz erriet, schüttelte er traurig den Kopf. Der bloße Gedanke, unterwegs liegen bleiben zu müssen, versetzte mich in Fieber. Ich marschierte also weiter, aber, ach! sehr langsam, und wenig fehlte, so fiel ich zu Boden.

Wir folgten dem Creek, an dessen Ufer ich tags vorher kampiert hatte, als auf einmal lebhaftes Geschrei meine Auf-

merksamkeit fesselte. Ich hielt Ausschau, und bemerkte bald das Herannahen einer ganzen Flottille von Pirogen.

„Noch ein Stamm, der auswandert,“ redete Ali mich an. „Wir haben kaum etwas Gutes zu erhoffen. Besser ist's schon, wir flüchten uns in das hohe Gras.“

Aber plötzlich legte eine der Pirogen an. Die Aussteigenden stießen durchdringendes Geschrei aus und winkten uns, halt zu machen.

„Warten wir auf sie,“ sprach ich zu Ali. „Sie sind höchstens fünfundzwanzig Köpfe stark. Wenn sie böse Absichten gegen uns haben, so werden wir leicht mit ihnen fertig. Postieren wir uns an den Baum dort, und warten wir ab!“

Inzwischen waren die Wilden ans Land gestiegen. Eine Terrainfalte entzog sie einen Augenblick lang unseren Blicken. Als sie wieder sichtbar wurden, richtete ich meinen Krimmstecher auf sie, um sie genau zu zählen .... War ich im Fieber oder war's eine Hallucination? In dem vorwärtsdringenden Häuptling meinte ich, Oputa zu erkennen; und so rasch es meine Wunde erlaubte, eilte ich auf ihn zu, Ali verdutzt zurücklassend.

Ich hatte mich nicht geirrt. Es war wirklich Oputa. Ich unterlasse es, die Freude zu beschreiben, mit welcher ich ihm die Hand drückte.

Zum zweiten male, im Augenblicke des höchsten Mißgeschickes, war ich gerettet.

Oputa zeigte mir an, daß er zum König Zumbade, dem Beherrscher von Ogberi, zöge, um einen Bündnisvertrag mit ihm zu schließen. Am Morgen, als er im Begriffe stand, in die nördliche Gabelung einzubiegen, hatte er meinen Hut, meinen roten Matrosenkittel gesehen und mich erkannt. Er hatte deshalb seinen Ruderern befohlen, jenes laute Geschrei auszustoßen, das ich für das Signal eines Angriffs gehalten hatte.

„Kommt mit mir,“ fuhr er fort, als er hörte, daß ich erkrankt war; „Ihr könnt in Ogberi ausruhen, wo wir noch heute Abend ankommen werden.“

Ich nahm sein Anerbieten an. Ich entfernte mich freilich von meiner Route, aber ich war auf diese Weise doch ziemlich

gewiß, den Niger zu erreichen, vorausgesetzt, daß Oputa nicht selbst angegriffen wurde und im Kampfe erlag, was im Hinblick auf die Streitkräfte, über die er verfügte, wenig wahrscheinlich war.

Wie Oputa vorhergesehen hatte, kamen wir zur Nachtzeit vor Ogberi an. Die Ruhe, welche ich tagsüber genossen hatte, war mir sehr heilsam gewesen. Auf den Befehl des Königs hatte mir einer seiner Leute Kräuterumschläge gemacht, die meine Schmerzen sehr gelindert hatten. Ich konnte jetzt ohne zu heftige Schmerzen auftreten.

Zumbade, zu welchem Oputa mich führte, empfing uns in seiner Staatshütte auf feierliche Weise.

Zumbade ist alt. Er ist einer der wenigen Negergreise, welche ich gesehen. Seine Physiognomie hat einen grausamen Zug, welcher nicht sehr vertrauenerweckend ist. Indessen nahm er mich mit Wohlwollen auf und teilte mit mir als Freundschaftsbezeigung Kola und Palmwein.

Nach der Begrüßungsceremonie zog ich mich zurück. Der König wies mir einen kleinen Raum im Erdgeschosse zu, an dessen Galerie ich meine Hängematte befestigte. Ich legte mich in dieselbe, während Ali, in eine Decke gehüllt, sich auf den Boden vor die Thüre meiner ländlichen Behausung streckte.

Am andern Morgen fühlte ich mich wohler. Obgleich meine Wunde noch immer schmerzte, so sagte ich mir doch, daß, sobald erst die Wirkung des Giftes — und giftig war der Biß gewesen — benommen war, die Wunde ohne Zweifel rasch vernarbt sein würde.

Die Hütten von Ogberi sind zum teil aus Stroh, zum teil aus gehärtetem Sand gebaut und gleichen denjenigen Asaba's, die sich aber durch solideren Bau auszeichnen.

Die Bewohner sind Akpoto-Neger. Ihr König aber hat sich zum Islam bekannt, um sich die Gunst der Muhamedaner zu verschaffen und vor ihren Beutezügen zu sichern. Er zahlt dem Häuptling von Yola in Adamaua Tribut.

Die Priester von Ogberi sind alte Fetischmänner, die sich jetzt mit einem weiten Marabutmantel bekleiden; sie besitzen auch

den wilden Bekehrungseifer der Marabuts; unter ihnen befinden sich einige wirkliche, aus dem Lande der Filani gekommene Scheriffs.

Ihre Religion ist ein Gemisch von Islamismus und Fetischismus. Jeden Morgen bei Tagesanbruch und abends bei Niedergang der Sonne fordern die Priester das Volk zum Gebet auf, indem sie durch die ganze Stadt schreien: Allah aku-barù! Diese Kirchendiener posaunen sich aus als Interpreten des Yiribila, des Gesandten des Propheten, und nähren den Aberglauben unter dem Volke, welches sie zugleich zu fürchten und zu verehren scheint. Wenn sie irgend eine Ceremonie feiern, so verbreiten sie Zeugstücke unter der Menge, auf denen in Haussaschrift die Namen der Engel geschrieben stehen, welche die Stätte der Seligen bevölkern, gleichwie gewisse Artikel ihres seltsamen Credo. Ich habe einige derselben gesammelt; sie bezeugen, daß der Koran als Quelle für diese Schriftzeilen benützt worden ist, aber es ist travestierter, entstellter Koran.

Über das jüngste Gericht stellen die Akpoto-Neger eine seltsame Lehre auf: ihrer Meinung nach führt von der Erde bis zum Eingang in das Paradies eine ungeheure Brücke (dogokadarùka), die so lang ist, daß man, um sie zu überschreiten, tausend Jahre (duku sekaru) brauchte. Sie führt über einen bodenlosen Abgrund und ist so schmal wie die Schneide eines Schwertes. Die wahren Gläubigen allein sind berufen, sie zu überschreiten. Sie sind gewiß, das Ziel zu erreichen; aber die Zeit, welche sie hierzu brauchen, ist je nach der Weise verschieden, wie sie hienieden gelebt haben. Manche müssen sie zu Fuß überschreiten, ihre Reise wird, wie man denken kann, sehr lange währen. Besser daran, als sie, sind diejenigen, welche sie zu Pferde zurücklegen werden; sie laufen keine Gefahr, kommen aber nur im Schritt vorwärts. Noch andere, den ersten und zweiten an Heiligkeit überlegen, reiten über die Brücke im Galopp; die wirklich Heiligen endlich gelangen im Fluge in das Paradies, d. h. innerhalb eines Zeitraumes, dessen Länge dem Nichts entspricht.

Das Paradies selbst entspricht durchaus dem Ideal des

Glücks, wie die Mehrzahl der Neger dasselbe auffaßt. Ich verstehe, daß es Mahomets Paradies ist, aber revidiert, korrigiert und vor allen Dingen reich vermehrt; es ist von unzähligen Huri bevölkert und ewige Glückseligkeit winkt denjenigen, welche das Glück haben dort aufgenommen zu werden. Wahrlich, man möchte solche Ausgeburten der Einbildungskraft in dem Geiste eines Negers nicht suchen!

Auch eine Variante der Geschichte des Propheten Jonas ist mir hier aufgestoßen: Unusa-Ben-Mata war ein Prophet des wahren Gottes. Aber er überhob sich im Stolz auf seine Mission und eines Tages warf er sich in das Wasser, in dem Glauben, ein Wunder würde ihn über demselben halten. Um ihn für seinen Dünkel zu strafen, erlaubte der Herr einem großen Fisch (kifi-kuka), ihn zu verschlingen. Der Fisch aber wurde die Beute eines Alligators (kada), der Alligator wurde von einem Flußpferd (dorina) verschlungen und sie lebten einer im andern also tausend Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit befahl Gott dem Hippopotamus, den Alligator auszuspeien, dem Alligator, den Fisch auszuspeien, dem Fische, Unusa an das Ufer zu speien. Unusa erkannte nun seine Kleinheit und Gottes Größe. Er gestand seinen Fehltritt und bekannte von Stund an den wahren Glauben.

Wenn die Neger der Einbildungskraft nicht ermangeln, so scheint es auch Neger zu geben, welche der Beobachtungsgabe nicht ermangeln. So behaupten die Neger von Ogberi, daß die kleinen schwarzen, sehr giftigen Fliegen, welche die Creeks bevölkern (rairai-kuda) drei, die Moskitos zehn Tage leben; die Heuschrecken (fara) leben ein halbes Jahr, Ochsen (ta-kari-karai) dreißig Jahre, die Esel (zakài) fünfzig, die Hyänen (kuraye) und die Schlangen (mat-si-sai) hundert, die Elefanten (giwaye), sowie die Affen (biràre) sieben hundert, endlich die Flußpferde und die Skorpione (kinàma) tausend Jahre.

Gleicherweise teilen sie den Tag in fünf Abschnitte, nämlich: Dämmerung (asuba), Morgen (dasafe), Mittag (rana saka), Sonnenuntergang (almurù) und Nacht (lisha).

Im übrigen sind sie, wenn sie auch dem Gesetze des Korans

unterworfen sind, im großen und ganzen Polytheïsten geblieben. Unter anderen Göttern verehren sie Egùn, den Gott der Jagd, und Sokogba, den Gott des Donners. Die Frösche gelten in ihren Augen als heilige Tiere, gleichwie die braunen Adler (haliaëtos vocifer), welche auf der Spitze ihrer Hütten nisten und das wichtige Geschäft der Insektenvertilgung besorgen.

Als gegenseitige Begrüßung umarmen sich die muselmännischen Neger, indem sie die rechte Hand auf die linke Schulter ihres Freundes legen. Aber den König begrüßen sie knieend.

Sie bearbeiten die Erde leidlich: ihre Ignamen-Kulturen stehen sehr schön und geben, gleich ihren Bananen und Wollbäumen, vorzügliche Frucht. Sie bauen auch Mais, Pataten, Kolokassen und Maniok. Sie kennen den Pfefferbaum (kumbo genannt), endlich ernten sie auch die Kamie-Frucht (grewia mollis), aus deren Faser sie Stricke drehen und manche saubere und sehr feste Handarbeit anfertigen.

Neben dem Palmwein und dem Bambu findet man am Binuë ein dem Bier entsprechendes Getränk, das aus einer Pflanze (eleusine coracara) gewonnen wird; wenn es auch in der ersten Zeit dem Gaumen nicht sonderlich mundet, so ist es doch, seines säuerlichen Geschmacks halber, ein erfrischendes Getränk.

Überall am Binuë wird Tabak gebaut. Man nennt ihn im Zentralsudan ursprünglich Logami; er ähnelt auffallend dem virginischen Tabak. Dagegen habe ich Zuckerrohr, das am Niger, besonders in Oko, sehr viel gebaut wird, am Binuë nirgendwo getroffen.

Die Sklaverei herrscht leider mit allem ihrem Gefolge von Elend, Grausamkeiten und Scheußlichkeiten im ganzen Binuë-Gebiet. Die Herren sind dort nicht einmal gehalten, ihre Sklaven zu ernähren; dieselben sorgen für ihre Lebensbedürfnisse, sogut sie können, selbst. Sie werden mit dem Namen harbe bezeichnet und erfahren in der Mehrzahl der Fälle alle Arten von schlechter Behandlung, so daß sie zuletzt bis zum Tiere herabsinken.

Die am Binuë wohnenden Neger sind im allgemeinen sehr stark, aber die Größe ist unter Mittel. Die Weiber sind

hier von einer phänomenalen Fettleibigkeit, was bei ihnen, gleichwie bei den Orientalen, ein Zeichen der Schönheit und Vornehmheit ist. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Volk, so wild es auch sei, an solcher unförmlichen Körperbeschaffenheit Gefallen finden könnte; und dennoch ist dies der Fall. Dergleichen Weiber wiegen 400 Pfund! Und es sind königliche, mächtige Favoritinnen! Man glaubt seinen Augen und seinen Ohren nicht zu trauen. Hierzu tritt, daß sie sich mit den barocksten Zierraten schmücken: Perlen, Holzstücke, Knochenstücke, Lederfetzen, alles ist ihnen recht, aus allem solchen Zeug machen sie sich Arm- und Halsbänder, Krallen von Raubvögeln, Zähne von Krokodilen und Schalen, Schlangengliedmaßen, endlich blaue Glasstückchen (die hier selbst erzeugt werden durch Schmelzen alter Flaschen, und Färbung der Schmelzmasse mit Indigo) sind sehr gesuchte Artikel von den Schönen der Binuë-Neger. Es ist das gröbste von Glas, was man sich denken kann, aber es steht hoch im Preise, während unsere Glasperlen und anderen Glaswaren in sehr geringer Beliebtheit stehen. Was sie von europäischen Waren begehren, sind Zeugstoffe, Metalle, Flinten, Pulver und Salz — alles Artikel, welche ihnen durch maurische Karawanen zugeführt werden.

Nächst dem Halse widmen die Negerinnen am Binuë ihren Ohren eine besondere Aufmerksamkeit; sie durchziehen sie mit dünnen Ringen aus Kupfer oder Eisen; oft ergänzt eine schwere Berlocke oder ein großes Stück blauen Glases diesen wilden Schmuck, auf welchen sie ungeheuer eingebildet sind.

Im allgemeinen sind die Bewohner dieser Gebiete industriös. Sie bearbeiten das Kupfer mit vielem Geschick, bisweilen sogar mit Eleganz; sie bilden daraus Lanzenspitzen, Messer, Lampen, auf denen sie Palmöl brennen, Ringe, Armbänder. Auch das Schmieden des Eisens verstehen sie, freilich mittelst eines höchst umständlichen Prozesses. Hie und da fertigen sie auch Topfwaren, Krüge, deren Verzierung nicht selten an die Kunst der Ägypter erinnert. Nebenweise benutzen sie zum Schmelzen von Kupfer, Gold und Glas kleine Lehmherde, die sehr grob gearbeitet, aber sehr widerstandsfähig sind.

Nachdem ich am folgenden Tage Oputa von meinem Plane, abzureisen, in Kenntnis gesetzt hatte, bot er mir an, mich bis zum Niger zurückzuführen. Ich nahm seine Freundschaft natürlich sehr gern an.

Beim Abschied von Zumbade überließ ich ihm verschiedene Kleinigkeiten, an deren Stelle er mir Industrieerzeugnisse seiner Unterthanen einhändigte.

Als Oputa's Flottille zur Abfahrt rüstete, eilten die Bewohner Ogberi's in Menge zum Ufer hinab und begrüßten uns mit lauten Hurrahrufen, Gesang und Geschrei.

Wir brauchten fünf Tage, um nach Igbebe, am Zusammenflusse von Binuë und Niger, zu gelangen. Ich benutzte diese Frist, um Notizen über allerhand Gegenstände zu sammeln, um mein Herbarium zu bereichern und mehrere Insekten einzufangen. Meine Jagd auf Schmetterlinge war weniger ergiebig als ich es wünschte: die Regenzeit war eingetreten, und zu dieser Jahreszeit giebt's von den bunten Flatterern in den Gegenden, wo wir entlang steuerten, keine Auswahl.

Dagegen fehlte es niemals an Flußpferden. Wir töteten ein solches; ich behielt seinen Kopf, nachdem wir ihn eine Nacht hindurch, während wir halt machten, am Ufer des Creeks eingescharrt ließen. Die Zahl der Würmer und Insekten aller Gattungen, die hierzulande im Erdreiche wimmeln, ist so groß, daß diese Zeit genügte, um ihn vollständig zu skelettieren.

Endlich, am fünften Tage, erblickte ich wieder den Niger. Eine seltsame Freude durchzuckte mein Herz. Er sollte mich dem Heimatlande wieder zuführen!

Der Sklavenmarkt in Igbebe ist das trübseligste, was man auf der Welt sehen kann. An Stelle von Lasttieren werden hier Männer, Weiber, Kinder öffentlich im Zustande völliger Nacktheit den Kaufliebhabern vorgeführt. Der Händler thut sein Möglichstes, um die guten Eigenschaften seiner Ware ans Licht zu setzen, und der Käufer unterzieht sie seinerseits der peinlichsten und bisweilen cynischsten Prüfung. Unter andern öffnet er dem Sklaven den Mund, wie's unsere Pferdehändler

mit den Pferden machen, um sich vom Stand ihrer Zähne zu überzeugen: dies scheint ein Kapitalpunkt zu sein.

Der Preis richtet sich nach dem Alter, Geschlecht, der Stärke und Schönheit der Ware. Die jungen kräftigen gutgebauten Männer erzielen einen Preis von 700—1000 Mk., vorausgesetzt jedoch, daß sie nicht aus einen Lande stammen, dessen Bewohner für aufrührerisch, gehässig und rachsüchtig gelten. In diesem Falle hält die Furcht die Käufer ab. Junge Mädchen von schöner Gestalt kosten bis zu 500 oder 600, manchmal auch 800 Mark; Kinder kauft man für 200, 100 Mk., und noch weniger; gern kauft man junge Knaben, die dann den Scheren der Eunuchen überantwortet werden und als Wächter in die Harems des Orients wandern. Er herrscht, wie begreiflich, unter solchen Kindern eine große Sterblichkeit; man darf ohne Übertreibung annehmen, daß von 100 zu Markte gebrachten Sklavenknaben 80 sterben. Deshalb wird für die, welche die Kastration überleben, ein sehr hoher Preis gezahlt.

In Igbebe nahm ich definitiv von Oputa Abschied. Ich dankte ihm für seine mir erwiesene Freundschaft aus vollem Herzen, und schenkte ihm einen Karabiner und einen Revolver ägyptischen Systems, worüber er eine ungeheure Freude bezeigte.

Von Igbebe bis Lokoja ist nur die Breite des Niger zu durchfahren. Ich begab mich ohne Zögerung nach Lokoja, weil ich wußte, daß am andern Morgen der »Edgar«, ein kleiner, der Afrikanischen Kompagnie gehöriger Steamer, dort anlegen und nach der Küste fahren würde. Er kam wirklich, und ich schätzte mich glücklich, zugleich mit dem Kapitän Haynes Mr. Hook, mit dem ich die Fahrt auf der »Victoria« gemacht hatte, begrüßen zu können. Beide Herren kamen mir sehr freundschaftlich entgegen. Unsere Fahrt ging rasch von statten.

In Akassa bereitete mir der englische Konsul Mr. David Hopkins, ein vollendeter Gentleman, den liebenswürdigsten Empfang; und dank seiner Vermittelung war ich bald darauf in Lagos, an der Küste von Dahomey. Hier führte mich mein Glücksstern in die Hände des Herrn Spinosi, Direktors des Marseiller Handelshauses Régis aîné, das dort prächtige Faktoreien besitzt. Ihm habe ich es besonders zu verdanken, daß mir die

Einschiffung auf den Steamer Roquelle ohne alle Weiterungen gelang. Derselbe legte auf den kanarischen Inseln und auf Madeira an, und segelte dann nach England, von wo ich bald nach Belgien gelangte.

Habe ich erst noch zu erzählen, daß ich es für meine erste Pflicht hielt, den Brief des Nigerbischofs dem hohen Adressaten einzuhändigen? Dann entledigte ich meiner anderen Pflichten: besuchte die Vorsitzenden der Internationalen Gesellschaft, übergab dem ethnographischen Museum meine Sammlungen 2c.

Acht Monate war ich unterwegs gewesen. Und während dieser ganzen Zeit war ich vom Fieber verschont geblieben, sowie von allen jenen Zufällen, welche schon so vielen anderen Reisenden das Leben gekostet haben. Gegen alles Erwarten war das Klima Afrika's mild mit mir verfahren. Trotz tausenderlei Entbehrungen, tausenderlei Gefahren, trotz der Strenge eines Gluthimmels, trotz den pestartigen Miasmen, trotz den Moskitos, trotz den schlaflosen Nächten, trotz den Sorgen, welche mir beständig durch die Knappheit meiner Hilfsquellen verursacht wurden, trotz der Langeweile, den Mühseligkeiten, den Enttäuschungen, mit einem Worte: trotz den Jämmerlichkeiten aller Art hatte meine Gesundheit nicht gelitten. Tief bewegt durch dieses unerwartete Glück, kehrte ich frohen Herzens und mit einem Dankgebet zu Gott, der mir die, welche ich liebte, gesund und frisch wieder in die Arme führte, in die Heimat zurück.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.